



care[®] _ affair #6

XX
Femme



Guatemala two Girls.jpg



Ethiopia Girl.jpg



Kenya Woman Weaving.jpg



Bangladesh Aklima.jpg



Lesotho Woman.jpg



Malawi Mother with Baby.jpg



Mali Koura.jpg



Guatemala Carina.jpg



Ethiopia Girl.jpg



Ethiopia Nomad.jpg



Honduras Creeme.jpg



Kongo Woman.jpg



Ethiopia Shepard girl.jpg



Malawi Woman.jpg



Malawi Woman.jpg



Haiti Wilmeth.jpg



Nepal Older Woman smiling.jpg



Niger Elderly Woman smiling.jpg

„Ich bewundere die Arbeit von CARE, ihren globalen Auftrag,
ihren Willen und ihre Furchtlosigkeit gegenüber unüberwindbar
scheinenden Problemen.“

—

Hillary Rodham Clinton



*Stellvertretende Vorstandsvorsitzende
CARE Deutschland-Luxemburg
Brigitte Schulte*

Die Zukunft ist weiblich

Mutige Frauen, die der Armut die Stirn bieten und in ihrer Dorfgemeinschaft etwas bewegen, gibt es überall auf der Welt. In ihren Händen liegt ein wesentlicher Schlüssel zur Beendigung der Armut. Denn sie sind es, die auf die Ausbildung ihrer Kinder Wert legen, die die Familie zusammenhalten, die Äcker bewirtschaften und oft sparsamer als ihre Männer mit dem kargen Einkommen wirtschaften.

Doch oftmals werden den Frauen ihre Chancen und ihre Rechte verwehrt. Mehr als eine Milliarde Menschen leben von weniger als einem Euro am Tag, zwei Drittel davon sind Frauen. Obwohl Frauen die Hälfte der weltweiten Nahrungsmittel produzieren, besitzen sie nur ein Prozent der gesamten Ackerfläche. Sie werden gedemütigt, geschlagen, zwangsverheiratet, vergewaltigt, verstümmelt. Und schaffen es dennoch, unter diesen Umständen ihre Würde zu behalten. So wie die junge Sweta aus Bosnien, die nicht aufhört, an ihre Zukunft zu glauben und Gerechtigkeit für ihr misshandeltes Leben fordert (Seite 34). Oder Gladys, die sich der brutalen Gewalt ihres Ehemanns entsagte und in einem Frauenhaus von CARE Zuflucht fand (Seite 58). Oder Abay, die der Fotograf Phil Borges in Äthiopien traf. Als junges Mädchen sollte sie beschnitten werden. Sie floh aus ihrem Heimatdorf. Acht Jahre später kehrte sie zurück – mit dem Ziel, die brutale Praxis zu beenden. Zusammen mit CARE hat sie einen Film gedreht und den Clanführern gezeigt, welche Qualen die Frauen leiden. Seitdem findet die Zwangsbeschneidung in ihrem Dorf nicht mehr statt. Sie sehen Abay und weitere mutige Frauen in der Fotoserie des international ausgezeichneten Fotografen Phil Borges (Seite 20).

Frauen sind nicht nur Opfer. Sie sind Entdeckerinnen, Erfinderinnen, Kämpferinnen für ihr eigenes Leben und das ihrer Familie. Ohne Frauen könnte auch CARE seine Arbeit nicht durchführen. In allen Bereichen arbeiten Frauen, ob als Nothelferinnen inmitten Kriegsleids oder bei Naturkatastrophen, als Projektleiterinnen, Länderdirektorinnen oder Finanzadministratorinnen. Der weitaus größte Teil von ihnen kommt dabei aus den Ländern selbst, in denen sie Hilfe leisten.

Das Jahr 2011 feiert ein ganz besonderes Jubiläum: Den 100. Weltfrauentag am 8. März. Die deutsche Frauenrechtlerin und Politikerin Clara Zetkin begründete im Jahr 1911 den ersten Weltfrauentag in Deutschland. In mehreren Ländern demonstrierten Tausende Hausfrauen auf der Straße, die Männer blieben zu Hause und hüteten die Kinder. Heute ist der Frauentag ein weltweit gefeierter, von den Vereinten Nationen anerkannter Jahrestag, der auf die Unterdrückung der Frauen aufmerksam macht. CARE wird in diesem Jahr ein ganz besonderes Augenmerk auf Frauen, vor allem Mütter legen (Seite 54). Der Tod durch Komplikationen bei Geburt oder Schwangerschaft ist für Hunderttausende Frauen eine tägliche Gefahr. Helfen Sie uns, Mütter weltweit zu unterstützen. Denn: Die Zukunft ist weiblich.

Mama Mia: 8 Statistiken zu Frauen

69,8

Jahre ist weltweit die durchschnittliche Lebenserwartung für Frauen in den vergangenen fünf Jahren. Sie schwankt stark: zwischen 43,8 Jahren in Afghanistan und 86,2 Jahren in Japan.

2/3

der weltweit 774 Millionen Analphabeten sind Frauen. Diese Zahl hat sich seit 20 Jahren nicht geändert.

2,5

Kinder bringt eine Frau weltweit im Schnitt zur Welt. 1950 waren es im Durchschnitt noch 5 Kinder pro Frau. Nur in Afrika ist das heute noch der aktuelle Wert.

52%

aller Frauen nehmen am Arbeitsmarkt teil, in Nordafrika und Westasien sind es weniger als 30 Prozent. Bei Männern sind es weltweit 77 Prozent.

1.000

Frauen sterben schätzungsweise täglich an den Folgen von Schwangerschaft oder Geburt. 570 von ihnen in Afrika südlich der Sahara, 300 in Südasien.

13

der weltweit 500 größten Unternehmen werden von Frauen geführt.

11

von 192 Regierungschefs sind Frauen.

50%

der insgesamt 6,9 Milliarden Menschen sind Frauen. Es gibt weltweit schätzungsweise 57 Millionen mehr Männer als Frauen, weil Männer vor allem in bevölkerungsreichen Ländern in der Überzahl sind.

Inhalt

- 5 EDITORIAL
- 8 LEITARTIKEL
Moden, die keiner braucht
- 20 ICH BIN STARK
Drei CARE-Programme, um Frauen zu unterstützen.
- 32 REISEWARNUNG
Die neun gefährlichsten Orte für Frauen.
- 34 VERKAUFT VON DER GROSSMUTTER
Mara Radovanovic kämpft gegen Mädchenhandel in Bosnien.
- 36 DAS ZWEITE BEBEN
Gewalt gegen Frauen nach dem Erdbeben in Haiti.
- 42 „ICH SAH FRAUEN, DIE JEDEN TAG UMS ÜBERLEBEN KÄMPFTEN“
Interview mit der CARE-Gender-Expertin Mireia Cano Vinas.
- 46 FRAU, MUTTER, CARE-MITARBEITERIN
Mildrède Béliard aus Haiti schreibt über die Herausforderung, Arbeit und Familie zu vereinen.
- 48 KLEINVIEH MACHT VIEL MIST
Mikrokredite für Frauen kommen der ganzen Familie zugute.
- 50 GUT VERSICHERT IN BOLLYWOOD
Wie Mikroversicherungen die Ärmsten der Armen schützen.
- 53 GEWINN GARANTIIERT
Vier Beispiele, wie Sie konkret Frauen unterstützen können.
- 54 DIE KOSTEN DES NICHTSTUNS
Hunderttausende Frauen sterben bei der Geburt durch und Komplikationen in der Schwangerschaft.
- 58 GESCHLAGEN, NICHT GEBROCHEN
Trotz Morddrohungen und Prügel wehren sich Frauen gegen ihre zuschlagenden Ehemänner.
- 60 DER „MÄDCHENEFFEKT“
Mädchenbildung ist ein Schlüssel gegen die Armut.
- 64 EIN CARE-PAKET FÜR GORETTI
New-York-Times-Journalist Nicholas D. Kristof schreibt über Frauengruppen in Burundi.
- 68 IMPRESSUM

Moden, die keiner braucht

Nicht nur in dieser Saison aktuell:
CARE affair zeigt Ihnen exklusiv sechs Gewalttaten gegen Frauen.



1 von 5

Frauen wird im Laufe ihres Lebens Opfer von Vergewaltigung oder versuchter Vergewaltigung.

XX₁

VERGEWALTIGUNG



Eine Vergewaltigung ist ein Terroranschlag auf den Körper einer Frau. Eine feige Attacke, die körperliche Schmerzen und seelische Qualen hinterlässt. Bei einer Vergewaltigung geht es weniger um sexuelles Verlangen. Es geht um Macht und Unterdrückung. In Kriegen und Kampfzonen wird die Vergewaltigung ganz gezielt als Waffe eingesetzt – damit soll der Gegner zermürbt werden. Denn die Schändigung der Frauen zersetzt die Familienstruktur wie Säure: Wurde eine Frau von feindlichen Soldaten oder Rebellen vergewaltigt, so wird sie oft aus ihrem Heimatdorf verstoßen. Wird sie schwanger von ihren Peinigern, muss sie das Kind allein großziehen. Gruppenvergewaltigungen sind keine Seltenheit. Söhne werden gezwungen, ihre Mütter zu vergewaltigen; weigern sie sich, werden sie getötet. Ehemänner werden depressiv ob ihrer Machtlosigkeit, die Ehefrauen zu schützen. Vergewaltigung ist umgekehrter Völkermord: Bei ethnischen Konflikten will der Gegner die andere Volksgruppe ausmerzen, indem er ihre Frauen schwängert. Ob Kinder, Mütter oder Greisinnen, im Krieg ist keine Frau sicher. Der Internationale Strafgerichtshof stuft Vergewaltigung

im Krieg als Verbrechen gegen die Menschlichkeit ein, der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen verabschiedete im Jahr 2008 die Resolution 1820, die sexualisierte Gewalt bei Konflikten als Straftatbestand ansieht. Doch Scham und Tabu sind oft stärker als jedes Gesetz. Selbst wenn es eine funktionierende Justiz und Strafverfolgung in ihren Heimatländern gibt, so verbieten den Frauen gesellschaftliche und soziale Korsette, ihre Peiniger anzuzeigen. In den Entwicklungsländern sind es oft korrupte Justizbeamte, einschüchternde Drohungen oder ganz und gar fehlende Strafgerichte, die die Frauen von einer Anklage abhalten.

Vergewaltigung, ob in Kriegs- oder Friedenszeiten, kann nur ungenau in Zahlen ausgedrückt werden. Die Dunkelziffern sind weltweit mehrfach höher als die Zahlen, die manche Statistik führt. Es gibt Länder, in denen wird jede dritte Frau vergewaltigt, so wie in Südafrika. In den USA wird alle zwei Minuten eine Frau gegen ihren Willen zum Sex gezwungen. Und in Sambia werden Babys missbraucht, weil ein Aberglaube durchs Land geistert, der AIDS-Kranken Heilung durch Sex mit Jungfrauen verspricht.

XX²

GENITALVERSTÜMMELUNG

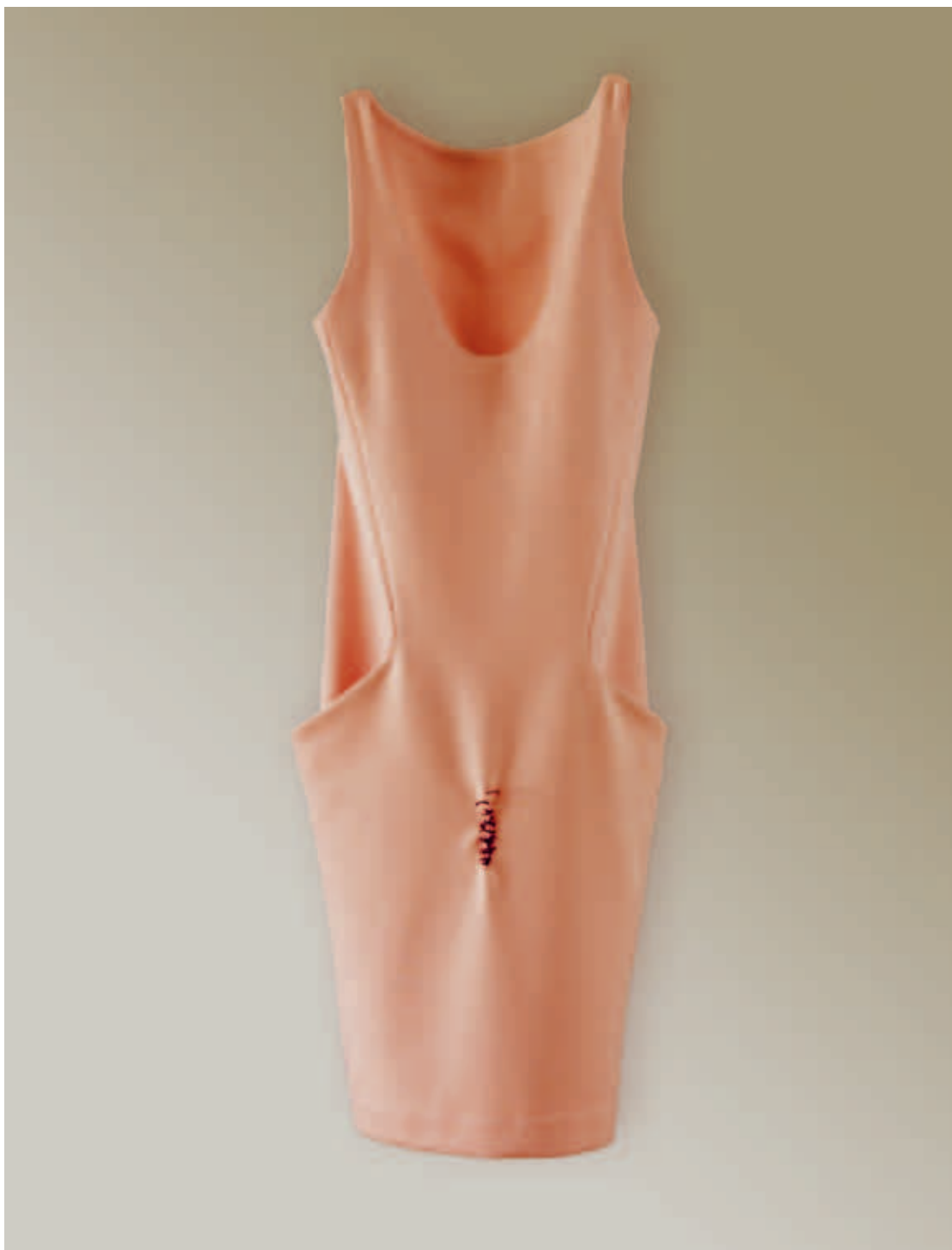


Eines der ältesten Rituale der Frauenunterdrückung ist die Genitalverstümmelung. Davon gibt es mehrere Arten; die brutalste ist diejenige, bei der alle Schamlippen sowie die Klitoris entfernt und nur noch ein reiskorngroßes Loch übrig gelassen wird. Laut der Weltgesundheitsorganisation sind derzeit etwa 130 Millionen Frauen weltweit beschnitten. In 26 afrikanischen Ländern findet die Beschneidung statt. Aber auch in Indonesien und Malaysia; selbst manche Migrantenfamilie in Deutschland lässt ihre Töchter beschneiden.

Viele Mädchen werden im jungen Alter beschnitten, vor der Pubertät. Nach der Beschneidung, meist mitten auf dem staubigen Boden, mit rostigen, infektiösen Messern, werden die Beine zusammengebunden, und die Mädchen dürfen sich mehrere Wochen nicht bewegen, bis die Wunde verheilt ist. Doch auch wenn der Körper heilen mag; die Seele leidet weiter. Traumata, ausgelöst durch den Schock der Schmerzen, begleiten viele Frauen

ihr Leben lang. Harnwegsinfektionen, Zysten und Abszesse sind körperliche, langfristige Beschwerden. Viele Frauen sterben bei der Geburt ihrer Kinder. Und kommt der Mann zur Hochzeitsnacht, so muss er oft erst seine Frau mit einem Messer aufschneiden. So kann er sicher sein, eine Jungfrau geheiratet zu haben.

Begründet wird die Genitalbeschneidung meist mit Religion oder Tradition. Doch es wird sowohl bei christlichen als auch bei muslimischen Völkern beschnitten. Weder im Koran, noch in der Bibel steht eine Anweisung dazu. Viel mehr steht sozialer Druck dahinter. Meistens sind es sogar die Mütter, die ihre Töchter der gleichen schmerzhaften Prozedur unterziehen, die sie selbst erlebt haben – aus Angst, sie werden nicht verheiratet, aus Angst, sie werden nicht akzeptiert. In vielen Ländern ist die Genitalbeschneidung bei Frauen mittlerweile verboten. Doch in den Dörfern Afrikas oder Asiens ist ein Gesetz so viel wert wie eine Frau: nichts.



100-140

Millionen Frauen sind weltweit beschnitten.



800.000

Menschen werden pro Jahr als Ware gehandelt, 80 Prozent der Opfer sind Mädchen und Frauen.
Mit Menschenhandel erwirtschaften die Kriminellen weltweit zwischen 7 und 12 Milliarden US-Dollar.

XX 3

FRAUENHANDEL



Frauen sind eine begehrte Ware. Neben Waffen und Drogen ist der Handel mit Frauen einer der weltweit lukrativsten Geschäftszweige krimineller Banden. Im Gegensatz zu Drogen und Waffen, für die man nur einmal einen Preis bekommt, bringen Frauen, die zur Prostitution gezwungen wurden, jeden Tag Gewinn. Jeder Tag, an dem die Frauen ihren Körper für Geld anbieten müssen, lässt die Kassen der Kriminellen klingeln. Und sie wissen, wie sie ihre Ware einschüchtern: indem sie die Mädchen mit gutbezahlten Jobs locken, ihnen dann den Pass wegnehmen, sie in fremde Länder bringen und dort mit purer Gewalt und Einschüchterung zu ihrem täglichen Albtraum zwingen. Ob sie aus Asien, Afrika oder Osteuropa kommen, gleich ist bei den jungen Frauen, dass die Verzweiflung ob ihrer Armut größer ist als die Angst, verschleppt zu werden. Mit Anzeigen in Zeitungen oder über Bekannte im Familienkreis werden ihnen attraktive Angebote für einen Job in Restaurants oder Geschäften, meist im Ausland, gemacht. In manchen Fällen werden Töchter auch wissentlich von ihren

Eltern an Frauenhändler verkauft, oft aus schierer Geldnot.

Fakt ist aber auch, dass die Nachfrage das Angebot bestimmt. Männer, ob in Deutschland, auf dem Balkan, in den Metropolen der Entwicklungsländer, wollen käuflichen Sex mit Frauen. Je jünger, desto besser. Sie stellen keine Fragen und wollen oft nicht wissen, ob die Frauen sich freiwillig prostituieren oder gezwungen werden. Die Routen der Frauenhändler sind mannigfaltig: Vom Entwicklungsstaat zum Industriestaat, vom Land zur Stadt, von Kontinent zu Kontinent. Ihr Geschäft wird erst durch korrupte Grenzbeamte und Polizisten möglich, die für eine Aufbesserung ihres Gehalts ihre Augen schließen. Die wenigsten Frauen schaffen es aus eigener Kraft, dieser Prostitutionsfalle zu entkommen. Oft drohen ihnen die kriminellen Händler, bei einer Flucht die Familie zu Hause umzubringen. Schaffen sie es doch, so kommen sie meist mit Scham und Stigmata zurück statt mit Geld und Ehre. Für viele gebrochene Seelen eine unerträgliche Lage, die sie oft erneut in die Prostitution drängt.

XX

HÄUSLICHE GEWALT



Prügel, Drohungen, Vergewaltigung: ein Alltag vieler Ehen. Ein Alltag, der jedoch hinter zugezogenen Gardinen stattfindet und der sich blau gefleckt am Körper der Frauen zeigt. Für die meisten Männer auf der Welt gilt: Meine Ehefrau ist mein Eigentum. Schließlich haben sie dafür in vielen Ländern einen hohen Brautpreis bezahlt. Dass gezwungener Sex und dass Prügeln und Treten gegen Menschenrechte und gegen Gesetze verstößt, ist vielen Männern unbekannt oder egal. Selbst wenn auf schönem Paragraphenpapier Gewalt in der Ehe verboten ist, so werden Straftaten in vielen Staaten entweder kaum verfolgt oder gar nicht erst angezeigt. Denn dazu gehören Mut und Selbstbewusstsein. In den Entwicklungsländern sind Frauen jedoch in der Regel von ihren Männern abhängig, haben es nicht anders gelernt, als sich selbst als Menschen zweiter Klasse zu sehen. Werden Frauen andererseits zu selbstbewusst, fühlen Männer sich bedroht: In manchen Ländern steigt die häusliche Gewalt, wenn Frauen mehr Erfolg im Beruf haben als ihre Ehemänner. Um seine Ehefrau zu unterdrücken, muss der Mann

nicht unbedingt die Fäuste benutzen. Ständige Drohungen, Beschimpfungen und Einschüchterungen hinterlassen zwar äußerlich keine Blessuren. Sie führen aber dazu, dass Frauen zu ängstlich sind, sich zu wehren, ihre Männer anzuzeigen oder zu verlassen – und sich selbst wertzuschätzen. Wenn Kinder unter solch einer Tyrannei in der Familie aufwachsen, ist es für sie umso schwieriger, der Armut und der Gewalt zu entkommen und ein friedliches Leben zu führen.

Gewalt in der Ehe ist ein seelisches Gefängnis: Auch wenn es einer Frau faktisch freisteht, ihren Mann zu verlassen, so ist die Androhung von Gewalt, die Angst davor, ihre Kinder nie wieder zu sehen oder die fehlende Unterstützung durch Familie, Gemeinde und Staat stärker als jede Handschelle. Häusliche Gewalt gibt es überall, in jedem Land, in jeder Stadt, auf jeder gesellschaftlichen Ebene. Sie wurde jahrelang tabuisiert, verschwiegen, banalisiert. Wie lange, das zeigt sich auch bei uns: In Deutschland wird eine Vergewaltigung in der Ehe erst seit dem Jahr 2004 strafrechtlich verfolgt.



Alle
15 Sek.
wird eine Frau geschlagen.



57%

aller afghanischen Mädchen werden vor ihrem 16. Lebensjahr verheiratet.

XX₅XX

ZWANGSHEIRAT



Mehr als 60 Millionen Mädchen, manche gerade einmal zehn Jahre alt, werden in Entwicklungsländern zur Ehe gezwungen. Meist werden sie schon bei der Geburt im weiteren Familienkreis oder einem befreundeten Clan versprochen. Ihre Ehemänner sind dabei teilweise zweimal so alt wie sie selbst. Mit der Heirat wird der Lebensweg des Mädchens asphaltiert: keine Schulbildung, viele Kinder, ein Leben in Armut und Demut, im schlimmsten Falle mit einem schlagenden Ehemann. Je jünger die Frau, desto schneller gewöhnt sie sich an ihren unterwürfigen Status, desto weniger eigene Wünsche und Vorstellungen kann sie entwickeln. Wird die Ehefrau in der Pubertät schwanger, so ist ihr Leben in Gefahr. Ihr kindlicher Körper ist noch nicht reif für Schwangerschaft und Geburt, die meisten Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren sterben an Komplikationen. All diesen Mädchen wird ihr Menschenrecht auf ein selbstbestimmtes Leben und körperliche Unversehrtheit verwehrt. Doch Rechte, genau wie Gesetze, die eine Zwangsheirat verbieten,

sind in vielen Gegenden der Entwicklungsländer nichts als Regen in der Wüste, der zu selten kommt, um sich davon beeindruckt zu lassen.

Eltern verheiraten ihre Töchter aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwängen. Sie bekommen dafür ein Brautgeld oder können familiäre Bande festigen. Und sie sind in ihrer Welt davon überzeugt, dass ihre Tochter nun sicher ist, dass sie keine illegitimen Kinder bekommt und keine Schande über die Familie bringt. Doch dieses traditionelle Sicherheitsbedürfnis übersieht, dass die Tochter eine höhere Chance auf ein wohlhabendes Leben hat, wenn sie zur Schule geht. Mit einer Schulausbildung findet sie eine besser bezahlte Arbeit, bekommt erst später Kinder und dann meist weniger, als noch ihre Eltern, und kann ihre Kinder gesünder erziehen und ihnen wiederum eine Ausbildung bieten. Damit kann sie den Armutskreislauf durchbrechen. Und dann ist vielleicht für ihre Töchter die Hochzeit der glücklichste Tag in ihrem Leben anstatt das Ende ihrer Kindheit.

XX

6

EHRENMORD



Die Ehre der Familie ist wichtiger als das Leben eines Menschen. Meistens wird eine Frau getötet, die Schande über die Familie gebracht hat, indem sie sich von ihrem Mann trennte, einen versprochenen Ehemann ablehnte oder vor ihrer Heirat Sex hatte. Auch bei uns in Deutschland machen Ehrenmorde unter türkischen Familien zeitweise Schlagzeilen. Doch nicht nur in der Türkei werden Morde im Namen der Ehre begangen, auch in Pakistan, Indien, Saudi-Arabien sowie im Jemen, im Westjordanland und im Gazastreifen müssen Frauen um ihr Leben fürchten, wenn sie aus dem traditionellen Korsett aus Zwangsverheiratung oder häuslicher Gewalt ausbrechen und ein selbstbestimmtes Leben führen wollen. Ehrenmorde werden teilweise sogar vom Staat toleriert. In Jordanien beispielsweise erhalten Ehrenmörder eine geringere Strafe, wenn das Opfer die Ehre der Familie beschmutzte.

Die Vereinten Nationen schätzen, dass jährlich 5.000 Frauen und Mädchen im Namen der Ehre umgebracht werden. Die Dunkelzif-

fer ist wahrscheinlich noch viel höher, denn Ehrenmorde werden oft als Selbstmorde oder Unfälle in den Statistiken geführt. Ehrenmorde reflektieren Jahrhunderte alte Formen des Patriarchats. Bricht eine Frau aus ihrer Rolle als demütige Ehefrau oder Tochter aus, so muss das Familienoberhaupt die verlorene Kontrolle über die Tochter wiederherstellen – über die Leiche der Frau hinweg.

Die „sanftere“ Form des Ehrenmordes ist die Säureattacke. Bei diesem brutalen Gewaltangriff wird den Frauen Säure übers Gesicht geschüttet, die meisten überleben nur knapp mit vernarbten, bis zur Unkenntlichkeit verätzten Nasen, erblindeten Augen, verbrannten Ohren. So sollen vor allem diejenigen Frauen unterjocht und wieder an ihren traditionellen Platz in der Gesellschaft verwiesen werden, die ein Heiratsangebot verschmäht, einen Liebhaber oder einfach nur Erfolg im Beruf haben. In Bangladesch, Afghanistan und Pakistan, aber auch im Iran oder Kambodscha sind Säureattacken gegenwärtig – und Frauen, die aus ihrer Rolle ausbrechen, in Lebensgefahr.



110

Frauen sind in Bangladesch im Jahr 2010 mit Säure attackiert geworden,
obwohl darauf seit 2002 als Höchststrafe der Tod steht.

Drei CARE-Programme, um Frauen zu unterstützen.

Um weltweit Frauen zu unterstützen, hat CARE drei strategische Programme gestartet, die die Wurzeln der Ungerechtigkeit ausreißen. Bildung, Müttergesundheit und Kleinkredite sind dabei die Schlagworte, die in Asien, Afrika oder Südamerika von CARE umgesetzt werden. „I am Powerful“ ist dabei der Slogan von CARE, der zeigt: Jede Frau kann etwas erreichen, wenn sie nur die Möglichkeit dazu bekommt.

P_<1>

Power Within: Mädchen in die Schule.

Zehn Millionen Mädchen sollen in den kommenden Jahren mit Hilfe von CARE die Grundschule beenden. Der „Mädcheneffekt“ zeigt: Geht ein Mädchen zur Schule, verdient es später ein höheres Gehalt, bekommt weniger Kinder, nimmt an politischen Prozessen teil und schickt ihre eigenen Kinder zur Schule. Mädchen mit Schulbildung sind weniger stark in Gefahr, sich mit HIV zu infizieren. Doch CARE geht noch weiter: Es gilt, nicht nur Mädchen in die Schule zu schicken, sondern sie zu späteren Führungskräften auszubilden. So können sie Vorbilder für jüngere sein, selbst in Aktion treten und eine wichtige Rolle in ihrer Gemeinschaft übernehmen.

Ich bin stark.



CARE affair zeigt drei Frauen, die die Welt verändern.

Rufo, Locos Schwester, ist den ganzen Tag damit beschäftigt, Wasser zu holen, Holz zu sammeln und die Ziegen zu hüten. Ihre Mutter kann es sich nicht leisten, mehr als eines ihrer sieben Kinder auf die Schule zu schicken. Deshalb begleitet Rufo ihre Schwester jeden Tag zur Schule, verabschiedet sich und geht wieder nach Hause.



Rufo, 7

YABELO, ÄTHIOPIEN

P_<2>

Mothers Matter: Gesunde Mütter.

Tod durch Komplikationen während der Schwangerschaft oder bei der Geburt ist für Hunderttausende Frauen eine reale Gefahr. CARE möchte daher die Geburt und Schwangerschaft für 30 Millionen Frauen in zehn Ländern sicherer gestalten – mit Aufklärung, Unterstützung lokaler Gesundheitssysteme, Ausbildung von Geburtshelfern. So kann fast jede Komplikation im Kindbett verhindert werden; so können gesunde Mütter ihr Potential entfalten und ihren Kindern eine geborgene Zukunft bieten.

Ich bin stark.

Abay wurde in eine Kultur hinein geboren, in der Mädchen vor ihrem zwölften Geburtstag beschnitten werden. Abay weigerte sich, obwohl ihre Mutter sie mit dem Argument zu überzeugen versuchte, eine unbeschnittene Frau werde ausgegrenzt und fände keinen Mann. Als die Mutter nicht nachgab, lief Abay von zu Hause fort und kam bei einem Patenonkel unter, der sie unterstützte. Acht Jahre später kehrte Abay in ihr Dorf zurück. Heute arbeitet sie dort für CARE und beaufsichtigt die Einrichtung einer Grundschule und eines Gesundheitszentrums sowie den Bau eines Brunnens. Fünf Jahre lang leistete sie Überzeugungsarbeit, bis eine der Frauen sie endlich eine Beschneidung filmen ließ. Abay zeigte den Film den männlichen Dorfältesten und Clanführern. Diese hatten noch nie einer Beschneidung beigewohnt und waren entsetzt. Zwei Wochen später riefen sie eine außerordentliche Versammlung ein und stimmten mit 15 gegen 2 Stimmen dafür, in ihrem Dorf keine Mädchenbeschneidungen mehr vornehmen zu lassen.



Abay, 28

AWASH FONTALE, ÄTHIOPIEN

P_<3>

Access Afrika: Mikrokredite für Afrika.

In den kommenden zehn Jahren wird CARE 30 Millionen Menschen, der weitaus größte Teil davon Frauen, mit Mikrokrediten unterstützen. Da jedoch mit Mikrokrediten nicht nur der Kreditnehmer, sondern die ganze Familie unterstützt wird, erreicht CARE mit diesem Programm rund 150 Millionen Menschen. Bereits im Jahr 1991 entwarf CARE das Konzept der Frauenspargruppen, die sich seitdem in 19 afrikanischen Ländern durchgesetzt und Hunderttausenden Frauen aus der Armut herausgeholfen haben. Ob mit Kleinspargruppen oder der Förderung von Finanzinstituten: CARE gibt Millionen Frauen in Afrika Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Ich bin stark.

Adjoa ist die jüngste von vier Ehefrauen und arbeitet vor allem auf den Getreidefeldern der Familie. Die übrigen drei Frauen teilen sich die Hausarbeit, doch Adjoa ist lieber zusammen mit den anderen Frauen auf den Feldern als allein zu Hause in der rauchigen Küche.

Letztes Jahr unterstützte CARE Adjoa dabei, eine Spar- und Kreditgemeinschaft für Frauen zu gründen. Kredite ermöglichen es den Frauen, in die Gesundheitsfürsorge für ihre Familie zu investieren, indem sie z.B. Moskitonetze und Medikamente für die Kinder kaufen. Bei ihren Gruppentreffen sprechen die Frauen auch über Familienplanung und die Rechte der Frau. Sie erkannten, dass eine Gruppe mehr Einfluss hat als der Einzelne. Inzwischen nehmen sie regelmäßig an Dorfversammlungen teil und melden sich dort zu Wort. Auch werden sie immer wieder gebeten, bei der Bildung von Frauengruppen in Nachbardörfern zu helfen.

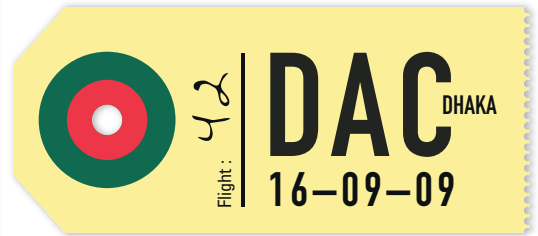
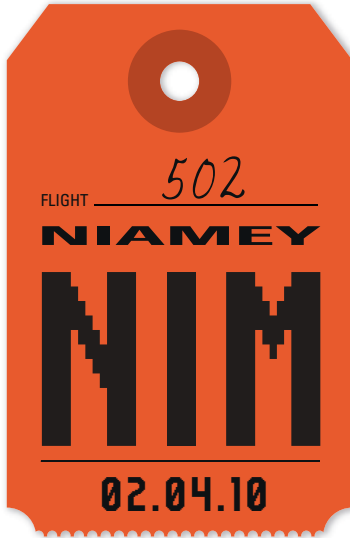


Adjoa, 28

BOWKU, GHANA

Reisewarnung

Die neun gefährlichsten Orte für Frauen





KBL

AFGHANISTAN

Alle halbe Stunde stirbt in Afghanistan eine Frau an Komplikationen während der Schwangerschaft oder der Geburt. Neun von zehn Afghaninnen leiden unter häuslicher Gewalt. Es gibt massiven Widerstand gegen den Schulbesuch und die Ausbildung von Mädchen. Mädchenschulen machen nur 19 Prozent aller Bildungsinstitute aus, doch verzeichnen sie mehr als 40 Prozent aller Angriffe. 2009 wurde in Afghanistan zudem ein neues Gesetz verabschiedet, das Vergewaltigung in der Ehe billigt und Kinderehen legalisiert.



DAC

BANGLADESCH

In Bangladesch besitzen Frauen kaum eigenes Land oder nehmen am wirtschaftlichen Leben teil. Die Hälfte der Mädchen wird verheiratet, bevor sie 18 ist. Acht von zehn Bangladescherinnen gebären alleine, ohne medizinische Hilfe. Das Land ist ständig von Überschwemmungen bedroht. Ein Drittel Bangladeschs steht die längste Zeit des Jahres unter Wasser. Frauen und Mädchen können oft nicht schwimmen und ihre Kleidung erschwert es ihnen, sich vor der Flut in Sicherheit zu bringen.



OUA

BURKINA FASO

Junge Frauen zwischen 15 und 24 Jahren infizieren sich in Burkina Faso achtmal häufiger mit dem Virus HIV, das die tödliche Krankheit AIDS auslöst, als Jungen und Männer dieses Alters. Viele Frauen sind mit Wanderarbeitern verheiratet, die sich in den Städten fern der Heimat mit HIV infizieren – und dieses Virus dann nach Hause mitbringen. Etwa 120.000 bis 260.000 Kinder verloren in Burkina Faso aufgrund von AIDS ihre Eltern.



FIH

DEMOKRATISCHE REP. KONGO

Jeden Tag werden in der Demokratischen Republik Kongo durchschnittlich 36 Frauen missbraucht. Offizielle Statistiken sind rar, doch weisen Berichte darauf hin, dass sogar 5-jährige Mädchen und über 80-jährige Frauen vergewaltigt werden. Vergewaltigung wird im Kongo als taktisches Kriegsmittel eingesetzt, um in der Bevölkerung Erniedrigung, Terror und Angst zu verbreiten. Sexuell missbrauchte Mädchen und Frauen werden oft stigmatisiert und aus ihren Familien und Dörfern verbannt.



BXO

GUINEA-BISSAU

Etwa die Hälfte aller Frauen in Guinea-Bissau leidet unter den schmerzhaften Folgen von genitaler Beschneidung. Wenn bei der Operation unsterile Instrumente verwendet werden, können der Tod durch Infektionen oder eine Ansteckung mit HIV die Folge sein. Viele der beschnittenen Frauen leiden zudem unter Komplikationen, wenn sie später selbst Kinder zur Welt bringen. Eine von 13 Frauen stirbt auch deswegen an den Folgen von Schwangerschaft, Geburt oder illegaler und unsicherer Abtreibung.



SAH

JEMEN

Eine Frau im Jemen darf das Haus nicht ohne die Erlaubnis eines männlichen Verwandten verlassen. Schätzungsweise 71 Prozent der Jemenitinnen können nicht lesen und schreiben. Viele Mädchen werden schon ab dem zwölften Lebensjahr zur Ehe gezwungen. Laut den Vereinten Nationen ist Jemen das Land, in dem Frauen am wenigsten Einfluss auf politische und wirtschaftliche Entscheidungen nehmen können.



FNA

SIERRA LEONE

Nach dem Ende des Bürgerkriegs in Sierra Leone 2002 waren 90 Prozent der jungen Frauen dort mit HIV infiziert – und dies nicht zuletzt deshalb, weil auch in diesem Konflikt Vergewaltigungen systematisch als Waffe eingesetzt wurden. Zudem stirbt in Sierra Leone jede achte Schwangere an den Folgen von Schwangerschaft oder Geburt. Auch die Kindersterblichkeit ist erschreckend: 282 von 1.000 Kindern sterben vor dem sechsten Lebensjahr. Lediglich 24 Prozent der Frauen können lesen und schreiben.



NIM

NIGER

Im Niger leben 62 Prozent der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze. Nur vier Prozent der Frauen im Niger haben Zugang zu Verhütungsmitteln und 67 Prozent aller Geburten finden ohne professionelle medizinische Hilfe statt. Jede siebte Nigrerin stirbt an den Folgen von Schwangerschaft, Geburt oder illegaler und unsicherer Abtreibung. Viele Mädchen werden bereits sehr jung zur Heirat oder zum Kinderkriegen gezwungen: Drei von vier nigrischen Mädchen heiraten, bevor sie 18 sind.



BBO

SOMALIA

Wie in vielen anderen afrikanischen Ländern werden auch in Somalia Mädchen häufig sehr jung verheiratet. Gewalt gegen Frauen und Kinder ist auch hier weit verbreitet. Es gibt in Somalia kein landesweit einheitliches Rechtssystem und die Gesetze der verschiedenen Regionen sind äußerst diskriminierend gegenüber Frauen. Genitalverstümmelung gilt als gängige Praxis – schätzungsweise 98 Prozent der Somalierinnen sind beschnitten.

Verkauft von der Großmutter

Mara Radovanovic kämpft in Bosnien gegen Mädchenhandel. Oft ist ihr eigenes Leben dabei in Gefahr.



Mara Radovanovic raucht eine Zigarette nach der anderen. Schnell füllt sich der Aschenbecher mit braunen Kippen, die sie so energisch ausdrückt, wie sie wohl gerne auch die Männer wegräumen würde, gegen die sie kämpft. Männer, die Frauen misshandeln, junge Mädchen zur Prostitution zwingen und sie als menschliche Ware feilbieten. Menschenhändler. Sie sind Maras Widersacher. Die 63-Jährige ist eine mutige Frau: Sie kämpft in Bosnien gegen den Handel von Mädchen.

Nach dem Ende des Bosnien-Krieges gründete Mara Radovanovic zusammen mit einer Freundin die Organisation Lara, die heute von CARE unterstützt wird. „Ein romantischer Name, aus dem Film Doktor Schiwago“, so Mara über Lara. Doch mit Romantik hat ihre Arbeit nichts zu tun. Eher mit purer Gewalt: Im Lara-Frauenhaus finden misshandelte Frauen und Mädchen Schutz. Viele der Opfer sind Roma, eine diskriminierte Minderheit auf dem Balkan. Sie werden oft schon in jungen Jahren zur

Prostitution gezwungen, unter brutalen und unmenschlichen Bedingungen. Mara erklärt, wie es abläuft: „Vor allem junge Mädchen, die aus armen Familien kommen, werden mit teuren Geschenken beeindruckt. Ein Mann schenkt also einem Mädchen ein Handy oder Kosmetik, etwas, was sie sich sonst nie leisten könnte. Nimmt sie diese Geschenke an, dann erpresst er sie und droht ihr, den Eltern zu erzählen, dass sie eine Hure sei und für diese Geschenke mit ihm geschlafen habe. Für die jungen Frauen aus traditionellem Umfeld eine Schmach.“ Damit haben die Frauenhändler die Mädchen in der Hand, so erpressen sie sie und treiben sie zur Prostitution. Sind sie einmal in diesen Zirkel des Zwangs hineingeraten, kommen die Mädchen schwer wieder hinaus. Mara zündet sich eine neue Zigarette an. Sie hält kurz inne, erzählt weiter: „Mädchen, die sich von Geschenken nicht beeindrucken lassen, werden unter Drogen gesetzt. Das läuft so ab: Die Frauenhändler mischen Drogen in ein Getränk und betäuben das Mädchen damit. Dann wird sie in einem Zimmer vergewaltigt und dabei gefilmt. Schließlich drohen die Menschenhändler dem Mädchen, dieses Video den Eltern oder Lehrern zu zeigen. So bekommen sie sie schnell in die Hand.“

SWETA, BEWACHT RUND UM DIE UHR

Das Frauenhaus von Lara, dessen Adresse streng geheim bleiben muss, ist seit drei Monaten das sichere Zuhause von Sweta. Dort wird sie rund um die Uhr bewacht. Mit ihren 17 Jahren hat das Roma-Mädchen so viel Verrat, Misshandlung und Schmerz kennengelernt, dass es erstaunt, wie wenig verbittert sie wirkt. Stockend beginnt Sweta, die im richtigen Leben anders heißt, von ihrem Leben zu erzählen. Sie bricht immer wieder ab. Mit Beherrschung wischt sie sich die Tränen aus den Augen, zieht die Schultern nach hinten. Sie streicht ihre langen schwarzen Haare aus dem Gesicht, atmet tief ein und holt erneut aus: „Als ich 14 Jahre alt war, lebte ich bei meiner Großmutter. Meine Mutter war psychisch krank und konnte sich nicht um mich kümmern. Meine Großmutter sperrte mich immer wieder in einen Raum. Mit Männern. Ich konnte nichts tun. Meine Großmutter hat allen Verwandten erzählt, was für ein schlechtes Mädchen ich sei. Die ganze Familie hat mich verstoßen. Dann hat mich meine Großmutter an meinen Lehrer verkauft.“ Sie bricht ab und weint kurz. Schaut ihre Beschützerin Mara an, die ihr aufmunternd zunickt. „Im Frauenhaus von Lara fühle ich mich zum ersten Mal sicher“, sagt Sweta gefasst und lächelt. „Mara und die anderen Betreuerinnen kümmern sich um mich, sie sind mein ganzer Schutz.“

Bestürzende und traurige Geschichten wie jene von Sweta sind Maras Alltag. Der Handel mit Mädchen ist ein lukratives Geschäft auf dem Balkan, das sich oft bis in hohe politische Kreise zieht. Die Menschenhändler kennen ihr Handwerk und agieren über die Landesgrenzen hinweg, doch nur selten werden die Drahtzieher verhaftet und angeklagt. Mit ihrem Engagement schafft sich Mara viele Feinde. „Vor ein paar Jahren wurde ich von einem Nachtclub-Besitzer bedroht“, erzählt die ehemalige Anwältin. „Er hat ein paar kräftige Männer geschickt, die mich einschüchtern sollten. Doch mir half ein Kommandant der internationalen Schutztruppen, heute ist der Kriminelle im Gefängnis.“ Andere Frauenhändler versuchten sie mit öffentlichen Drohungen einzuschüchtern. Doch Mara Radovanovic lässt sich nicht entmutigen davon. Sie hat sich einen Schutzring zugelegt, lokale Medien und Anwälte decken sie. Auch CARE hilft aus, das Frauenhaus zu leiten und Maras Arbeit regional mit anderen Frauenorganisationen zu vernetzen. Einzig die Zigarettensucht zeigt, dass auch an Mara Radovanovic Lebensgeschichten wie jene von Sweta nicht spurlos vorbeiziehen.

EIN NEUER ANFANG

Ranghohe Politiker waren auch bei Sweta im Zimmer. Dennoch lässt sich die 17-Jährige nicht mehr einschüchtern: Sie will vor Gericht ziehen und Gerechtigkeit für ihr missbrauchtes Leben fordern. Sie will einen neuen Anfang. Derzeit lernt sie mit einem Privatlehrer für ihren Schulabschluss, nach drei Monaten spricht sie bereits gutes Englisch. Swetas Mut ist beeindruckend – sie ist nicht zerbrochen an ihrem Schicksal, sondern schöpft neue Kraft aus der Chance, die Mara ihr bietet. „Ich möchte gerne Polizistin werden. Oder mit Kindern arbeiten“, sagt Sweta. Dann steht sie auf; es ist Zeit, wieder ins bewachte Frauenhaus zurückzukehren. Sie hofft auf ein Stipendium, mit dem sie ein Studium finanzieren kann, an einem Ort, weit weg von ihrer Vergangenheit. Mara glaubt, dass Sweta es schaffen wird: „Sie ist ein kluges Mädchen, sie hat Ehrgeiz.“

Und während Sweta zu ihrem neuen Leben findet, wird Mara weiterhin für die anderen Mädchen da sein, die in den Hinterzimmern der Hotels, Bars oder Nachtclubs gefangen sind und Tag für Tag misshandelt werden. „Man kann sich nicht vorstellen, was diese jungen Mädchen durchmachen müssen. Das ist die schlimmste Form der Gewalt.“ Dieses Wissen nährt Maras Motivation. „Es ist eine gefährliche Arbeit. Aber wenn wir es schaffen, ein Mädchen wie Sweta zu retten, dann entschädigt das für alle Gefahren. Darum mache ich diesen Job.“

Das zweite Beben

Vergewaltigungen, Schläge, Demütigung: Frauen und Mädchen in Haiti sind nach dem Erdbeben häufig machtlos gegenüber Gewalt.





Auch mehr als ein Jahr nach dem Erdbeben leben noch immer Tausende Menschen in Camps.

Es ist dunkel, Regen fällt auf die Plastikplane.

Draußen hört sie Stimmen, die näher kommen.

Roselyn ist nicht alleine, ihre drei jüngeren Geschwister schlafen auf der einzigen Matratze, die in dieser behelfsmäßigen Unterkunft liegt.

Die Männer, es sind drei, heben den Vorhang und dringen in die Unterkunft ein.

Roselyn wehrt sich, tritt mit aller Kraft.

Doch die Männer sind bewaffnet, mit Messern und Pistolen.

Brutal halten sie Roselyn den Mund zu.

Die Geschwister wachen auf und drängen sich voller Angst an den Rand des Zelt.

Schließlich verschwinden die Männer; und es ist wieder nur der prasselnde Regen zu hören.

Roselyn gibt es nicht, diese Szene ist erfunden. Aber so oder so ähnlich könnte sie passiert sein, denn es gibt in Haiti Tausende andere Roselyns. Mütter, junge Frauen, Mädchen, die Tag für Tag vergewaltigt und missbraucht werden. Seit dem 12. Januar 2010, als ein Erdbeben der Stärke 7,0 auf der Richterskala die Hauptstadt Port-au-Prince und weite Teile des Umlands in Schutt und Asche legte, leben fast eine Million Menschen in provisorischen Camps. Familien wurden auseinandergerissen, Nachbarn getrennt. Auf engem Raum haben sich diejenigen zusammgefunden, die alles verloren haben. Doch der Albtraum nahm besonders für Frauen und Mädchen auch nach dem Erdbeben kein Ende. Täglich sind sie von Übergriffen und Gewalt bedroht, die verschiedenste Formen annehmen. Doch wer in den Camps danach fragt, erhält meist keine oder eine verneinende Antwort. Angst, Scham und ein Gefühl der Rechtlosigkeit prägen die Situation von Frauen und Mädchen in Haiti.

NACH DER APOKALYPSE: KEIN SCHUTZ, NIRGENDWO

Kurz nach dem Erdbeben war die Situation besonders chaotisch. Janet Meyers, CARE-Gesundheitsexpertin in der humanitären Hilfe, erinnert sich noch genau an die Zustände: „Die Camps und spontan errichteten Lager waren so überfüllt, es gab überhaupt keine Privatsphäre, geschweige denn angemessene Latrinen und Duschmöglichkeiten. Oft wollten die lokalen Behörden nicht, dass die Menschen an dem öffentlichen Platz bleiben, obwohl sie nirgendwo anders hin konnten. Es gab so viele schwangere Frauen, die überhaupt keine medizinische Versorgung bekamen. Viele von ihnen mussten einfach unter freiem Himmel gebären.“

Mobile Kliniken und Krankenstationen konnten die grundlegende medizinische Versorgung garantieren, aber sie waren nicht dafür ausgerichtet, Frauen die nötige Unterstützung und Privatsphäre zu geben, die sie im Falle von Schwangerschaft, sexuellem Missbrauch oder für Fragen der Familienplanung benötigten.

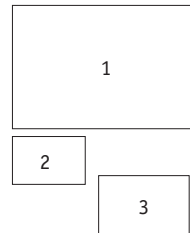
Aber kann man Frauen und Mädchen überhaupt schützen in einer Katastrophe? Wenn Chaos herrscht, und die größte Sorge zunächst ist, den Menschen Obdach, sauberes Wasser und ein wenig Nahrung zu geben, wie passt da Schutz gegen sexuelle Gewalt hinein? „Ein wichtiger Schritt ist es zunächst, Frauen und Mädchen daran zu beteiligen, wo welche Hilfsleistungen erbracht werden“, betont Janet Meyers. Sie reist in Krisengebiete, um sicherzustellen, dass die Gesundheit besonders von Frauen in der Nothilfe berücksichtigt wird. „Frauen und Mädchen können uns sehr genau sagen, wo beispielsweise die Latrinen und Duschmöglichkeiten hingestellt werden können und wo sie sich wiederum nicht sicher fühlen.“ Daneben müssen Organisationen auch darauf achten, dass die unmittelbare Hilfe, also die Verteilung von Nahrung und anderen Gütern, bei den Frauen ankommt.

LADIES FIRST

In den ersten Wochen nach dem Erdbeben in Haiti hat CARE täglich Hilfsgüter verteilt – von Wassereimern über Reis bis zu Plastikplanen – und konnte damit den Menschen beim Überleben helfen. Die Not war enorm, mehr als 3,4 Millionen Einwohner Haitis waren betroffen. Vor allem ältere Witwen, alleinerziehende Frauen und junge Mütter brauchten dringend Unterstützung. Damit die Verteilungen nicht in Gewalt und Chaos endeten, griff CARE auf ein bewährtes System zurück: Die Hilfs-

güter wurden ausschließlich an Frauen ausgegeben. Auch wenn die Männer und Söhne anschließend beim Tragen halfen, so haben sich Frauen als geduldiger erwiesen – selbst wenn sie teilweise mehrere Stunden warten müssen, bis sie an der Reihe sind. Gleichzeitig sind Frauen diejenigen, die traditionell für den Haushalt und die Kinder verantwortlich sind. Sie sind also besonders bedacht darauf, die Hilfsgüter vollständig und sicher zu ihren Familien zurück zu bringen. Und schließlich verhindert die Verteilung an Frauen ein weiteres Abhängigkeitsverhältnis: Wenn Männer Hilfsgüter bekommen, erpressen sie Frauen später häufig, diese nur gegen sexuelle Leistungen zu erhalten. Wenn Frauen selbst die Empfängerinnen der Hilfe sind, werden sie vor dieser Demütigung geschützt.

Aber Schutz bedeutet mehr: „Ich kann nicht oft genug betonen, wie wichtig eine sichere Unterkunft ist“, berichtet Janet Meyers. Als die erste Not gelindert war, hat CARE in besonders betroffenen Gebieten rund um Port-au-Prince mit dem Aufbau von Übergangshäusern begonnen. Darin finden viele Frauen die Sicherheit von vier Wänden und einer soliden Tür, die ihnen in den Camps fehlt. Und dort, wo weiter Lager bestehen, arbeitet CARE mit Komitees der Bewohner zusammen, um gegen die Gewalt vorzugehen. Sicherheit in den Camps, die abschreckend für mögliche Täter ist, sei das Wichtigste, so die Expertin Meyers. Das können nächtliche Patrouillen, Beleuchtung bei den Waschstationen oder die Nutzung von Trillerpfeifen und Taschenlampen sein. Die Frauen lernen zudem, dass sie sich wehren und Gewalttaten anzeigen können. Denn eine Kultur der Straflosigkeit bedeutet permanente Agonie für Frauen. Sie bedeutet Angst und Ohnmacht, die die ohnehin schon schwere Situation

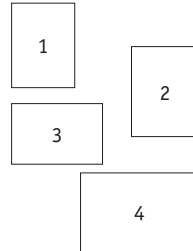


1) Nach dem Beben waren die Krankenhäuser überlastet, für viele Schwangere gab es keine medizinische Hilfe. Sie mussten ihre Kinder im Freien gebären. CARE half mit Hygieneartikeln und erster Ausstattung für Neugeborene.

2) In solchen Zeltstädten kamen die Menschen unmittelbar nach dem Beben unter. Übergriffe gegen Frauen waren allgegenwärtig, es gab kaum Schutz.

3) CARE installierte Beleuchtungen an den Waschplätzen und verteilte Taschenlampen und Trillerpfeifen, damit sich die Frauen geschützter fühlten.





1) CARE hat mehr als 1.000 Übergangshäuser errichtet. Dort finden Frauen die Sicherheit von vier festen Wänden und einer soliden Tür.

2) Séraphine Francois wurde von ihrem Mann geschlagen. Sie hat ihn bei der Polizei angezeigt Ein mutiger Schritt, den nicht viele Frauen wagen.

3) CARE hat Mütterclubs gegründet, in denen sich die Frauen austauschen und gegenseitig Rat und Unterstützung geben.

4) Bei der Vergabe der Übergangshäuser wurden Frauen sowie ärmste Familien berücksichtigt. Innerhalb von wenigen Tagen steht das Haus, die zukünftigen Bewohner packen selbst mit an und müssen einen Teil der Materialien beschaffen.



nach dem Beben für Frauen und Mädchen schier unerträglich macht.

GEWALT HAT VIELE GESICHTER

Eine Vergewaltigung ist vielleicht die brutalste Art sexueller Gewalt, aber nicht die einzige. Gewalt in der Ehe, ob physischer oder psychischer Art, war in Haiti schon vor dem Erdbeben keine Seltenheit. Aber nun, da die Lebenssituation für Hunderttausende Familien noch viel schwieriger geworden ist, hat sich das ungleiche Machtverhältnis von Männern und Frauen noch weiter verschoben.

Séraphine Francois ist 35 Jahre alt. Sie lebt in der Stadt Léogâne, rund eine Autostunde westlich von Port-au-Prince. 80 Prozent der Stadt wurden beim Erdbeben zerstört, links und rechts von der Hauptstraße sieht man provisorische Lager soweit das Auge reicht. Séraphine wohnt in Santo Montpellier. Was sich nach französischem Mittelmeerflair anhört, ist hier nicht zu verspüren. Was man aber spürt, ist Séraphines Durchsetzungskraft, sobald sie anfängt zu sprechen. Die junge Frau ist eine der wenigen, die sich gewehrt hat.

Séraphine und ihre Familie haben wie so viele Menschen ihr Haus beim Erdbeben verloren. Seitdem lebt sie unter einer Plastikplane. Doch sie hatte Glück: Nach einigen Monaten bekam sie einen Job. Sie arbeitete in einer richtiggehenden Männerdomäne, schnitt Holz zurecht für Übergangshäuser. „Ich trug Hosen und eine Baseball-Mütze, denn das war einfach bequemer für die Arbeit. Und meine Kollegen waren fast alle Männer. Wir kamen gut miteinander zurecht.“ Ihre Augen funkeln, wenn sie von der Arbeit redet. Sie gab ihr neues Selbstvertrauen. Und auch heute trägt sie über ihren

kurzen Haaren eine Schirmmütze. Für Séraphines Ehemann war es nicht einfach, diese neugewonnene Selbstständigkeit seiner Frau zu akzeptieren. Plötzlich war Séraphine diejenige, die Geld verdiente und buchstäblich die Hosen anhatte. Und seine Eifersucht und Ohnmacht mündete schließlich in Gewalt.

„Er hat mir ins Gesicht geschlagen, und gedroht, mich umzubringen. Auf offener Straße, gleich hier am Rande des Camps.“ Séraphine flüchtete in ein naheliegendes Zelt und blieb dort für eine Nacht. Die Reaktion der Nachbarschaft war unterschiedlich. Einige Menschen sagten, ihr Mann hätte das Recht, sie für ihr Verhalten zu bestrafen. Andere stellten sich vor die junge Frau. Am nächsten Tag schlug ihr Mann wieder auf Séraphine ein und verletzte dabei auch die kleine Tochter, die sie auf dem Arm trug. Séraphine wandte sich schließlich an die Polizei, ein seltener Schritt für die meisten Frauen in Haiti. Nach einigen Hürden, Unverständnis und einem Gang zum Frauenministerium in Port-au-Prince fand ihr Fall schließlich Gehör. Ihr Mann wurde verurteilt und kam ins Gefängnis.

HAITIS MACHO-KULTUR

Das Verhalten von Séraphines Ehemann ist Ausdruck einer Gesellschaft, die Frauen jahrelang unterdrückt hat. „Haiti ist dominiert von Männern, es herrscht eine Macho-Kultur“, berichtet CARE-Mitarbeiter Max Charitable. „Zu viele Männer betrachten Frauen als ihr Eigentum, mit dem sie umgehen können, wie sie es für richtig halten.“ Ungewöhnlich offene Worte von einem Mann. Doch dieses Thema sollte nicht nur Frauen berühren. Wenn Väter befürchten müssen, dass ihre zehnjährigen Töchter vergewaltigt oder ihre Frauen auf dem Weg zum Wasserho-

len überfallen werden, dann ist der Kampf gegen diese Gewalt eine Aufgabe für jeden einzelnen.

Gibt es denn überhaupt Fortschritte zu verzeichnen? „Ja, in den letzten Jahren hat sich einiges getan, es herrscht mehr Bewusstsein für den besonderen Schutz von Frauen und Mädchen“, so Janet Meyers. Auch Max Charitable sieht Fortschritte, gerade weil Frauen in Haiti in den letzten Jahren vor dem Erdbeben ökonomisch unabhängiger geworden sind. Aber es wird lange dauern, bis sich das Geschlechterverhältnis in Haiti zum Besseren wandelt. Denn das Beben hat viele Fortschritte zunichte gemacht und alte Machtstrukturen bestärkt. Das Wissen, sich wehren zu dürfen, ist ein wichtiger erster Schritt in Richtung Gleichberechtigung und Schutz vor Gewalt.

Und wie geht es Séraphine heute? Sie lebt mit ihren Kindern weiterhin in Santo Montpellier. Ihren Job hat sie verloren, weil sie wegen ihrer Verletzungen eine Zeit lang nicht arbeiten konnte. Ihr Mann wurde aus dem Gefängnis entlassen und kommt inzwischen regelmäßig zu Besuch. Er hat versprochen, sich zu bessern. Und Séraphine ist jetzt Mitglied in einem Mütterclub, dessen Gründung CARE unterstützt hat. Hier können sich die Frauen austauschen, gegenseitig Rat geben und Unterstützung. Hier sind sie unter sich und helfen sich gegenseitig. Und diese Unterstützung wird immer noch an allen Ecken und Enden gebraucht, vor allem von Frau zu Frau. Im Nachbarzelt lebt Séraphines Schwester. Sie hat bereits zwei Kinder und wurde wieder schwanger. Ihr Mann hat die Familie verlassen. Auch das ist Gewalt gegen Frauen. Wie gut, dass sie wenigstens eine starke Schwester wie Séraphine Francois hat. Die allen gezeigt hat, dass Frauen auch Rechte haben und Mut besitzen.

„Ich sah Frauen, die jeden Tag ums Überleben kämpften“

Von Zeit zu Zeit hören wir in den Nachrichten, dass in der Demokratischen Republik Kongo Frauen vergewaltigt und Opfer brutaler Gewalt werden. Was passiert dort?

Viele Berichte dokumentieren, dass jede bewaffnete Gruppe, die am Konflikt im Kongo beteiligt war, systematische Vergewaltigung als Kriegswaffe benutzt hat. Diese Gruppen haben auch andere Formen von geschlechtsspezifischer Gewalt angewendet, darunter sexuelle Sklaverei, Entführung, Zwangsrekrutierung, Zwangsprostitution, Sodomie und Kastration. Männer wurden gezwungen, weibliche Familienangehörige zu vergewaltigen.

Doch auch andere Formen von Gewalt haben zugenommen: Zwangsprostitution, Zwangsheirat, Vergewaltigung innerhalb der Zivilbevölkerung, Menschenhandel, häusliche Gewalt.

Gibt es Zahlen oder Schätzungen darüber, wie viele Frauen vergewaltigt wurden?

Es gibt Zahlen, aber das sind eben auch nur Zahlen. Jedes Opfer ist eines zu viel. Laut Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen (UNFPA) gab es allein in der Region Nord-Kivu im ersten Halbjahr 2009 bereits 2.217 neue Fälle von Vergewaltigung. Dahinter stehen noch viel mehr, die nicht erfasst wurden. In neun Konfliktzonen, die die Organisation Human Rights Watch seit Januar 2009 beobachtet hat, hat sich die Zahl der Vergewaltigungen im Vergleich zum Vorjahr verdoppelt oder sogar verdreifacht. Mehr als die Hälfte der Fälle waren Gruppenvergewaltigungen mit mindestens zwei Tätern. Das jüngste Opfer war zwei Jahre alt. Auch die Fälle, in denen Männer vergewaltigt wurden, nehmen zu. Am schrecklichsten sind aber die Zeugenberichte hinter diesen Zahlen. Eine Frau sagte zu mir: „Ich fühle mich zu Hause am unsichersten – sie kommen und nehmen deinen Mann mit, manchmal vergewaltigen sie dich und zwingen deinen Mann, die Tochter zu vergewaltigen.“ Noch erschreckender ist das Schweigen, das eine andere Überlebende beschrieb: „Als Frauen werden wir immer still sein müssen, wir werden nichts

von dem, was uns angetan wurde, anzeigen können. Stell dir das vor: du bist verheiratet. Dein Mann wird getötet, du wirst vergewaltigt, du blutest, du wirst immer kränker – und du bist einfach still.“

Wird Vergewaltigung im Kongo als Verbrechen geahndet?

Ja, es gibt Gesetze gegen sexuelle Gewalt. Viele Haushalte regeln Gewaltverbrechen gegen Frauen jedoch außerhalb des Gerichtssaals. Manche Vergewaltigungsopfer erhalten Geldzahlungen vom Täter oder dessen Familie. Manchmal wird der Täter auch mit dem Opfer verheiratet. Nur ein Bruchteil der Fälle ist dokumentiert; die offiziellen Zahlen berücksichtigen solche traditionell gelösten, außergerichtlichen Fälle nicht. Diejenigen Überlebenden, die versuchen, die Täter vor Gericht zu bringen, scheitern oft unter anderem an einem korrupten und überforderten Justizsystem, zu hohen Kosten oder weiten Entfernungen zum nächsten Gerichtssaal.

Droht den Frauen, die Opfer von Gewalt wurden, danach auch noch Diskriminierung?

Allerdings. Der Staat, die Gemeinden, ihre Familien und Ehemänner – sie alle sind an der Diskriminierung beteiligt. CARE hat den Bedarf an einer ganzheitlichen Hilfe für Überlebende geschlechtsspezifischer Gewalt erkannt, wir haben uns auf die soziale und wirtschaftliche Wiedereingliederung sowie psychosoziale Hilfe misshandelter Frauen spezialisiert. Wenn Frauen vom wirtschaftlichen Leben ausgeschlossen werden, droht ihnen weitere Diskriminierung. Indem sie sich an Programmen zur Einkommenssicherung, zum Sparen und zu Mikrokrediten beteiligen, wächst in den Frauen und Mädchen wirtschaftliche Erfahrung und Selbstbewusstsein.

Was brauchen die Frauen im Kongo am nötigsten?

Frauen, die sexuelle Gewalt überlebt haben, möchten schlicht

Mireia Cano Vinas, CARE Gender-Expertin, arbeitete zehn Monate lang in der Demokratischen Republik Kongo und half dort Frauen, die vergewaltigt wurden.



und ergreifend, dass diese Misshandlung aufhört. Für sie, für ihre Familien, für ihre Nachbarn, für ihr Volk. Es reicht. CARE engagiert sich dafür, sexueller Gewalt vorzubeugen, indem wir die Wurzeln der Konflikte und der Armut angehen. Wir wollen die Frauen in allen Phasen einer Notsituation stärken.

Starke Frauen können bekanntermaßen viel verändern. Helfen die Frauen im Kongo sich gegenseitig und wenn ja, wie?

Die meisten Frauen helfen sich selbst und erhalten Unterstützung aus ihrem Umfeld, von Familien, Nachbarn, Kirchen. Oft leben sie isoliert und wissen nicht, dass es Hilfe von internationalen Organisationen wie CARE gibt. Diese Form der inoffiziellen Hilfe sollte stärker beachtet und unterstützt werden.

Bekommen auch Männer CAREs Unterstützung oder arbeiten Sie nur mit Frauen zusammen?

CARE kümmert sich in allen Programmen zur geschlechtsspezifischen Gewalt auch um Männer und Jungen. Wir untersuchen und hinterfragen Geschlechterrollen und kulturelle Normen. Um Einstellungen und bestimmte Verhaltensweisen zu verändern, beteiligt CARE Männer und Jungen an zahlreichen kreativen Projekten, etwa an interaktivem Theater und Radioprogrammen, und konfrontiert sie mit Themen wie Männlichkeit, Intimität in der Partnerschaft und Gewalt gegen Frauen. Sie sollen verstehen, welche zerstörenden Auswirkungen sexuelle Gewalt in ihrem Umfeld hat. Wir müssen zusätzliche, effektive Wege finden, die Männer einzubinden. Auch müssen wir männlichen Opfern helfen, die bisher unerkannt geblieben sind.

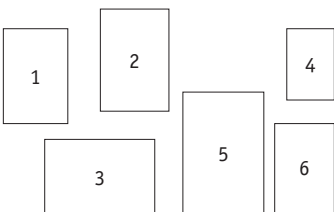
Was muss die internationale Gemeinschaft, was müssen Staaten wie Deutschland tun, um die Situation zu verbessern und den Frauen im Kongo zu helfen?

Die internationale Gemeinschaft sollte die Regierung des Kongo in die Verantwortung nehmen. Die Demokratische Republik

Kongo hat die meisten internationalen Chartas und Verträge zu Frauen und Kindern unterschrieben. Auch wurden im nationalen Recht Gesetze verabschiedet, um die geschlechtsspezifische Diskriminierung zu beenden, darunter ein Gesetz gegen sexuelle Gewalt im Jahr 2006, zum Kinderschutz 2009 und ein landesweites Programm gegen HIV/AIDS im Jahr 2004. Zum ersten Jahrestag der UNO-Resolution 1820, die sexuelle Gewalt in und nach Konfliktsituationen als Straftat ansieht, wurde sich zu wenig mit den Rechten der Opfer beschäftigt, etwa mit deren physischer Gesundheit, psychosozialer Hilfe und Lebensunterhalt. Die Unterstützung auf diesen Gebieten ist der Schlüssel zur Hilfe für die Überlebenden. Ohne größere Investitionen in die grundlegende Unterstützung von Überlebenden werden Reformen des Justiz- und Sicherheitssektors weder zu einer Verbesserung in der Vor- noch in der Nachsorge von sexueller Gewalt führen.

Für uns hier in Deutschland ist es kaum vorstellbar, was die Frauen im Kongo erleiden müssen. Wie sind Sie mit den Geschichten umgegangen, die Ihnen die Frauen tagtäglich erzählt haben?

Meine Rolle war nicht schwierig, ich musste ja nur zuhören. Die Frauen jedoch, sie mussten unter der Gewalt leiden und werden sich ihr ganzes Leben lang daran erinnern. Sie haben die Alpträume, wurden von ihrer Gemeinde und manchmal sogar ihrer eigenen Familie diskriminiert. Sie müssen mit der Angst leben, dass der Täter Rache üben wird, wenn sie ihn verraten oder vor Gericht gehen. Was ich empfand, war vor allem Bewunderung für ihre Belastbarkeit – und Wut, wenn Leute sie als wehrlose Opfer behandeln. Denn was ich sah, waren Frauen, die jeden Tag ums Überleben kämpften und darum, sich um ihre Familien kümmern zu können. Diesen Frauen müssen wir helfen. Jede der Überlebenden hat eine Geschichte zu erzählen, die ein ganzes Buch füllen könnte.



1) Diese Frau ist mit ihren Kindern vor Kämpfen in Goma, Ostkongo, geflohen. Noch immer bekämpfen sich dort Regierungstruppen und mehrere Rebellen-
gruppen.

2) An einer Verteilstation warten Frauen auf die Ausgabe von Essen und Not-
hilfegütern. Viele von ihnen sind tagelang zu Fuß marschiert, um den Kämpfen
in ihren Dörfern zu entkommen.

3) In den Camps warten sie, bis sie eines Tages wieder nach Hause zurückkehren
können. Sie werden mit dem Nötigsten versorgt. Doch finden sie dort kaum Pri-
vatspbäre, Frauen werden oft sexuell belästigt.

4) Im Kongo werden durchschnittlich 36 Frauen pro Tag vergewaltigt. Gefangen
im Strudel von ethnischen Konflikt und Krieg um Bodenschätze können sie sich
kaum wehren.

5) Jede der Frauen hat Schreckliches erlebt. Nach einer Vergewaltigung müssen
sie befürchten, von der Familie verstoßen und von der Gemeinde diskriminiert
zu werden. Sie müssen mit der Angst leben, dass der Täter Rache üben wird,
wenn sie ihn anzeigen oder vor Gericht geben.

6) Trotz aller traumatischen Erlebnisse kämpfen sie jeden Tag ums Überleben
und darum, für ihre Familie sorgen zu können.



Frau, Mutter, CARE-Mitarbeiterin

Die 33-jährige Mildrède Béliard beschreibt, wie sie Familie und Beruf im Katastrophengebiet von Haiti miteinander vereint.

Ich bin in Cap-Haïtien, der zweitgrößten Stadt Haitis, aufgewachsen, wo die Gesellschaft sehr konservativ ist. Meine Familie ist groß und deshalb habe ich früh gelernt, mich durchzuschlagen. Ich war die Kleinste der Großen und die Größte unter den Kleinen. Ich musste immer mehr tun, besser sein, mich hinterfragen und nach vorne streben. Dieses Umfeld hat mich und meinen beruflichen Werdegang sehr geprägt. Ich begann mit 13 Jahren zu arbeiten. Zunächst als Moderatorin im Radio und gleichzeitig ehrenamtlich in einer Schule für benachteiligte Kinder. Ich habe eine Reihe von Kinder- und Jugendgruppen gegründet und betreut.

Das war nicht immer einfach, denn in meinem Land wird es nicht gern gesehen, wenn eine Frau die Führung übernimmt. „Normalerweise“ bringen Frauen in Haiti keine Dinge in Bewegung, haben keine Ideen und es entspricht nicht ihrer Natur, finanziell unabhängig sein zu wollen. So lautet die ungeschriebene Regel. Ich bin alleinerziehende Mutter und deshalb muss ich mehr als andere arbeiten, denn die Lebenshaltungskosten in Haiti sind hoch. Schulgebühren, Essen, die Miete, Verkehrsmittel: Alles kostet viel Geld. Manchmal musste ich drei Jobs gleichzeitig machen, um meinen Kindern das Nötigste bieten zu können. Die Arbeitstage waren oft länger als 18 Stunden und ich hatte nur wenig Zeit für meine Familie.

Vor dem Erdbeben war ich Pressesprecherin beim haitianischen Frauenministerium. Aber das Gebäude wurde am 12. Januar 2010 komplett zerstört und die Trümmer töteten die Generaldirektorin und drei weitere Angestellte. Um mich herum herrschte so viel Zerstörung und so viel Leid, dass ich nicht einfach tatenlos herumsitzen konnte. Ich wollte helfen, teilnehmen, nützlich sein. Also kam ich zu CARE. Es gab viel Arbeit und niemand konnte auch nur annähernd davon ausgehen, einfach weiterhin die üblichen Wochenstunden im Büro zu sein. Wir mussten früh kommen und abends lange bleiben, um so viel wie möglich zu schaffen. Ansonsten wären wir in kürzester Zeit in Rückstand gekommen und hätten all die Arbeit nicht bewältigen können. Außerdem gab es noch einen anderen Grund, nicht nach Hause zu gehen: Denn das bedeutete so wenige Wochen nach dem Erdbeben, nachmittags auf einer Bank zu sitzen und auf den Abend zu warten, um dann unter freiem Himmel zu schlafen.

Ich habe meine Kinder kurz nach dem Erdbeben in den Norden geschickt, in meine Heimatstadt. Aber jedes Mal, wenn es in Port-au-Prince ein Nachbeben gab, bin ich vor Angst beinahe umgekommen. Denn ich musste immer befürchten, dass die Erde im Norden auch gebebt hat. Die viele Arbeit hat mir dabei geholfen, meine Gedanken im Zaum zu halten. Als mei-

ne Kinder wieder zurückgekommen sind, wurde es für mich schwieriger, abends lange im Büro zu bleiben oder am Wochenende zu arbeiten. Das Trauma des Erdbebens hat uns alle sehr ängstlich gemacht, die Kinder noch mehr als die Erwachsenen. Sobald es dunkel wird, rufen mich meine Söhne an oder schicken mir Textnachrichten, um zu wissen, wann ich nach Hause komme. Häufig bieten sie mir auch an, mich abzuholen.

Seit einiger Zeit wohne ich in der Nähe des Büros, und das beruhigt meine Kinder. Jetzt sind sie sogar manchmal zu Scherzen aufgelegt. Neulich haben wir darüber gesprochen, dass ich häufig spät von der Arbeit nach Hause komme. Und einer meiner Söhne sagte spontan, es sei ihm lieber, dass ich lange arbeite, anstatt mit einem dieser haitianischen Machos unterwegs zu sein, die mir vielleicht das Herz brechen.

Ich liebe meine Arbeit bei CARE. Es ist sehr bereichernd, abends nach Hause zu kommen und zu wissen, dass man den Alltag einer Person verbessert hat. Ich liebe auch das Gefühl, Teil einer großen Familie zu sein. Einmal war ich krank und fast alle Kollegen riefen mich an, einige wollten sogar vorbeikommen, um mich zu pflegen. Ich finde es auch schön, dass man auf meine persönliche Situation Rücksicht nimmt. Mein Chef würde es mir nie vorwerfen, wenn ich wegen eines

„Normalerweise bringen Frauen in Haiti keine Dinge in Bewegung...“

Die alleinerziehende Mutter Mildrède Béliard ist nach dem Erdbeben in Haiti geblieben, um beim Aufbau ihres Landes zu helfen.



kranken Kindes zu Hause bleiben müsste und er würde mich anrufen, um zu fragen, ob ich Hilfe brauche. In einem Land, in dem Belästigung der Frauen fast so etwas wie eine Institution darstellt, ist das Gefühl, umsorgt und anerkannt zu werden, sehr wertvoll. Und dass diese Anerkennung sich aus der Arbeit ableitet, die ich leiste, und nicht aus irgendwelchen Gefallen, die ich jemandem tun muss.

Ich habe vier Söhne, und dazu zwei Nichten, die ich auch als Töchter ansehe. Ich würde mich freuen, wenn sie eines Tages in der humanitären Hilfe arbeiten würden, sollte das ihr Wunsch sein. Es würde mir gefallen zu wissen, dass ich meinen Kindern Anstand, Sinn fürs Teilen und Barm-

herzigkeit mit auf den Weg gegeben habe. Andererseits braucht man aber auch eine Menge Kraft, um solch einen Beruf auszuüben. Denn ob man will oder nicht, man trägt immer ein Stück des Elends der Menschen, die einem bei dieser Arbeit begegnen, in seinem Inneren mit sich. Und manchmal ist es deprimierend, seine eigene Ohnmacht gegenüber dem Elend der anderen zu spüren. Ich würde es ungern sehen, wenn meine Tochter als ersten Beruf sofort die humanitäre Hilfe wählen würde. Denn ich denke, man braucht ein wenig Lebenserfahrung, bevor man diese Herausforderung annehmen kann.

Ich habe mich entschieden, mit meiner Familie in Haiti zu bleiben, trotz aller

Schwierigkeiten und Gefahren, trotz aller Zerstörung durch das Erdbeben. Und ich weiß, dass das für meine Kinder bedeutet, dass sie vielleicht nicht alles machen können, was sie sich für ihre Zukunft wünschen. Ich habe das Glück, in einem Beruf zu arbeiten, den ich leidenschaftlich ausübe, und das trifft nicht auf viele Menschen zu. Ich weiß, dass ich mich im Gegensatz zu vielen anderen Frauen in meinem Land sehr glücklich schätzen kann. Denn ich musste mir meinen Arbeitsplatz noch nie durch Gefälligkeiten erkaufen. Und ich bin nicht gezwungen, mit einem Mann zusammen zu sein, den ich nicht liebe, nur um meine Familie ernähren zu können.

Mikrokredite

Kleinvieh macht viel Mist

Mikrokredite sind für Frauen wie Haoua Rabiou ein Weg aus der Armut.



Haoua Rabiou hat kein regelmäßiges Einkommen. Sie kann weder lesen noch schreiben. Auch hat sie keine eigene Adresse. Wenn sich Haoua bei einer Bank um einen Kredit bewerben würde, würde sie jeder Mitarbeiter ablehnend aus dem Haus verweisen. Haoua lebt im Niger, einem der ärmsten Länder der Welt. Noch im letzten Jahr hatte sie keine Vorstellung, dass sie trotz ihres kargen Einkommens Geld sparen könnte. Noch wusste sie, wo sie sich Geld hätte leihen können, um eine Ziege zu kaufen. „Mein gesamtes Geld musste ich für Essen ausgeben. Mir blieb nichts übrig“, sagt Haoua.

So wie Haoua Rabiou geht es Millionen Frauen weltweit. Sie alle wollen mit anpacken, wollen sich und ihre Familien selbstständig aus der Armut reißen. Damit sie dies können, stellt ihnen CARE mit Finanzierung durch Daimler Financial Services (DFS) Mikrokredite zur Verfügung. Doch nicht allein das: In Vietnam beispielsweise hat CARE Sparkonzepte mit praktischen Tipps entwickelt. So lernen die Frauen, wie sie auch mit einem geringen Einkommen sparen und sich Geld für den Notfall und

für größere Investitionen zur Seite legen können. Die CARE-Mitarbeiter, unterstützt von lokalen Frauenorganisationen, beraten sie, wie sie ihre Schulden zurückzahlen können. Mit dem Kredit können sich die Unternehmerinnen mit Viehzucht, Handel und Handwerk selbstständig machen und erhalten auch dabei Starthilfe. In Südafrika wurde mit 50 Familien diskutiert und gemeinsam entschieden, wie sie Kleinkredite sinnvoll nutzen können. Ob für Landwirtschaft, Viehzucht oder eine eigene Schneiderei: Wichtig ist dabei, dass die Familien eigene Geschäftspläne entwerfen, um Risiken zu erkennen und Gewinne zu optimieren.

Haoua Rabiou aus dem Niger hat mit einem Kleinkredit nicht nur eine Kuh und eine Ziege, sondern auch viel Selbstvertrauen und Sicherheit erhalten. „Selbst mein Mann zollt mir Respekt, da ich jetzt auch zum Wohl unserer Familie beitrage und das Schulgeld für unsere Kinder bezahle“, sagt sie. „Durch den Verkauf der Milch habe ich jetzt zum ersten Mal genug Geld übrig, um Getreide für schlechte Zeiten zu lagern.“



„Ein wichtiger Schlüssel“

Fragen an Klaus Entenmann, Vorstandsvorsitzender von Daimler Financial Services.

Eine internationale Hilfsorganisation wie CARE und eine globale Aktiengesellschaft wie Daimler Financial Services: Wie passt das zusammen?

Wir passen sehr gut zusammen. Beide Partner sind weltweit in vielen Ländern seit langem erfolgreich vertreten. Durch die globale Ausrichtung von beiden Organisationen ist sichergestellt, dass auch lokale Projekte auf einem hohen Qualitätsniveau nach weltweit gültigen Kriterien umgesetzt werden.

Sie haben bereits CARE-Projekte in Brasilien, Mosambik, Indonesien, Peru, Ruanda, Vietnam, Ecuador und Südafrika unterstützt. Fühlen Sie eine globale Verantwortung für Menschen in Entwicklungsländern, denen es nicht so gut geht wie uns hier in Deutschland?

Soziale Verantwortung ist ein wesentlicher Bestandteil der Firmenkultur von Daimler Financial Services. Als Global Player sehen wir uns eben nicht nur in Deutschland, sondern weltweit in der Verantwortung. Insbesondere dort, wo die Not groß ist. Das kann bei Katastrophen ebenso der Fall sein wie bei großen Entwicklungsdefiziten in einzelnen Ländern.

Sie unterstützen CARE hauptsächlich bei seinen Mikrokredit- und Sparprojekten. Wieso haben Sie sich darauf konzentriert?

Unser strategischer Fokus liegt hier grundsätzlich auf der Förderung von Unternehmertum und Entwicklung, auch in kleinem Maßstab. Es ist beeindruckend zu sehen, mit welcher vergleichsweise geringen Summen wir nachhaltig positive Entwicklungen anstoßen können. Gerade Mikrokredite sind ein wichtiger Schlüssel zur Überwindung der Armut. Die Voraussetzung dazu ist vor allem eine bessere Bildung. Auch hier setzen wir Schwerpunkte. Unser Engagement lässt sich gut unter dem Motto „Hilfe zur Selbsthilfe“ zusammenfassen.

Wieso sind Ihrer Meinung nach Mikrokredite, gerade wenn sie an Frauen vergeben werden, so erfolgreich?

Frauen und Kinder sind oft am stärksten von den Folgen der Armut betroffen. Gleichzeitig sind es meist die Frauen, die in vielen Familien die Verantwortung tragen für das Wohlergehen der Kinder und den Haushalt. Die traditionellen Rollenbilder führen aber in vielen Fällen zur Unterordnung und Benachteiligung von Frauen. Deshalb haben wir uns dafür entschieden, vor allem Mikrokredit-Programme für Frauen zu unterstützen. Die Förderung von Frauen kommt der ganzen Familie und insbesondere den Kindern zugute. Ein geregeltes Einkommen stellt sicher, dass die Kinder eine Schule besuchen können und ihnen der Zugang zu Bildung gesichert bleibt.

Wie kann man sich die Zusammenarbeit von CARE und Daimler genau vorstellen und wie wählen Sie gemeinsam neue Projekte aus?

Leider scheidet der Weg in die Selbstständigkeit und in eine bessere Zukunft oft an mangelnden Kenntnissen. Daher fördern wir grundsätzlich keine Projekte, bei denen allein die Vergabe von Mikrokrediten im Vordergrund steht. Wichtig für uns bei der Projektauswahl ist ein ausgewogener Mix aus Kreditvergabe, Vermittlung von kaufmännischen Grundkenntnissen und Aufklärung, beispielsweise im Bereich Gesundheit und Hygiene. Diesen ganzheitlichen Ansatz verfolgt auch CARE.

Warum haben Sie sich für CARE als Kooperationspartner entschieden?

Bei der Wahl unserer Kooperationspartner achten wir besonders auf eine größtmögliche Transparenz. Wir möchten nachvollziehen können, was mit unseren Spendengeldern geschieht. Wie werden die von uns geförderten Programme finanziert? Wie hat sich ein Projekt entwickelt, was wurde im Detail erreicht? Was sind die nächsten Schritte? CARE hat von Anfang an unsere Anforderungen erfüllt und so unser Vertrauen gewonnen. Wir sprechen eine gemeinsame Sprache und verfolgen ein gemeinsames Ziel.

Mikroversicherungen

Gut versichert in Bollywood



Die Dalits, wie sich die indischen Ureinwohner selbst nennen, werden auch heute noch als „Unberührbare“ von der Gesellschaft ausgeschlossen.

Wer arm ist, lebt jeden Tag im Treibsand. Nur mit viel Anstrengung bleibt man oben, beim kleinsten Ausfall oder Fehltritt rutscht man tiefer. So geht es auch vielen Familien in Südin- dien. Trotz des Wirtschaftsbooms lebt hier noch fast jeder Zweite täglich von weniger als einem Euro. Jeder Tag ist damit ein Kampf gegen den Absturz. Viele Inder sind den willkürlichen Widrigkeiten des Alltags ausgesetzt – wie Krankheit, dem plötzlichen Tod des Brotverdieners in der Familie oder den immer wiederkehrenden Naturkatastrophen. Im Jahr 2004 verwüstete der Tsunami weite Teile der indischen Südküste. Tausende Menschen kamen ums Leben; und diejenigen, die den Sturm überlebt hatten, waren plötzlich ohne Hab und Gut.

Menschen, die in Armut leben, brauchen eine Absicherung gegen solche unerwarteten Schicksalsschläge. Ansonsten versinken sie immer tiefer in der Armutsspirale. Es sind aber gerade die Armen, die sich Versicherungsprämien nicht leisten können. Von einem Euro am Tag bleibt nicht viel übrig. Zudem ist das Konzept, sich gegen eventuelle Schäden zu versichern, in großen Teilen Indiens unbekannt. Die meisten Menschen wissen also nicht, dass sie die Möglichkeit hätten, ihr Leben und ihren Besitz zu schützen.

THEATERZEIT IN MUTLUR

Ein Blick nach Tamil Nadu, zum südlichsten Zipfel Indiens: Vor dem Gemeindehaus im Dörfchen Mutlur hat sich eine große Menschenmasse versammelt. Vor allem Frauen sind zu sehen, gehüllt in farbenfrohe Saris. Es sind Frauen, die der unteren Kaste angehören, den Dalits. Sie werden auch die „Unberührbaren“ genannt, sie werden diskriminiert und öffentlich geächtet. Sie gehören zur ärmsten Bevölkerungsschicht Indiens. Für diese Frauen findet heute eine außergewöhnliche Veranstaltung statt. Bei Musik, Tanz und Theater hören sie ein neues Wort: Mikroversicherung. Eine Tanzgruppe tritt auf, sie singt von dem Nutzen einer solchen Versicherung; darüber, wie sie den Frauen

helfen kann, ihren Besitz und ihr Leben abzusichern und im Falle einer Katastrophe geschützt zu sein. Danach kommt eine Theatertruppe, die auf der Bühne nachspielt, wie man eine Mikroversicherung abschließen kann. Die Frauen lachen und klatschen in die Hände. Am Ende der Veranstaltung laufen viele zu dem kleinen Stand und informieren sich genauer über die Mikroversicherung. Zwei Vertreter, einer von Bajaj Allianz, dem indischen Tochterunternehmen der Allianz, und einer von CARE, erklären ihnen die Vorteile und die Kosten. 60 Frauen schließen an diesem Abend eine Mikroversicherung ab.

CARE arbeitet schon seit langem mit lokalen Selbsthilfegruppen in Indien zusammen, um nachhaltige Entwicklung zu schaffen. Seit dem Jahr 2008 unterstützen CARE und seine lokalen Partner die Allianz-Versicherung, um den Einwohnern einen Grundschutz gegen Unfälle, Feuer und Naturkatastrophen anzubieten. Eine Police für eine vierköpfige Familie kostet weniger als drei Euro im Jahr.

NISHA KANN UNS NICHTS ANHABEN

In der Frauengruppe von Sematikuppam haben sich 15 Frauen zusammengeschlossen, um gemeinsam Geld zu sparen. Auch wenn es nur wenige Cents im Monat sind – nach ein paar Wochen oder Monaten ist genug Geld im Topf, um die Schulausbildung der Töchter oder die Miete für ein kleines Geschäft zu zahlen. Jede der Frauen kann sich aus dem Topf Geld leihen und mit einem kleinen Zinssatz zurückzahlen. Als Ende des Jahres 2008 der Wirbelsturm Nisha die Häuser des Dorfes zerstörte und die gesamte Ernte verwüstete, waren viele der Frauen zum ersten Mal nicht völlig verzweifelt. Denn sie hatten alle eine Mikroversicherung gekauft, mit der sie Anspruch auf eine Rückzahlung hatten und ihre Häuser reparieren konnten. Anfangs konnten sich nicht alle Mitglieder der Gruppe die Versicherungsprämie leisten. Doch die Frauen haben kurzerhand zusammengelegt, so dass sich letztendlich auch die ärmste Familie versichern konnte.

Mikroversicherungen sind ein innovativer und wirksamer Schutz gegen die Folgen von Katastrophen. In Zeiten des Klimawandels, in denen Naturdesaster intensiver und häufiger auftreten können, brauchen vor allem die Bewohner von Entwicklungsländern ein Netz, das sie vorm steten Abrutschen in die Armut bewahrt. Über 98 Prozent derjenigen Menschen, die von Katastrophen wie Überschwemmungen oder Erdbeben betroffen sind, leben in den ärmsten Ländern der Welt. Eine Mikroversicherung ist solch ein Rettungsnetz.

„Enorme Lernkurve“

Fragen an Nicolai Tewes, Senior Vice President Corporate Affairs, Allianz SE.



Allianz und CARE arbeiten gemeinsam in Indien und bieten Mikroversicherungen an. Wie kam es zu dieser Kooperation?

Die Idee, Mikroversicherungen zu entwickeln, entstand in Folge des verheerenden Tsunamis in Südostasien im Jahr 2004. Die Katastrophe traf vor allem Menschen am unteren Ende der Armutspyramide, die bis dahin keinen Zugang zu Versicherungen hatten. Aus dieser Erkenntnis entstand innerhalb der Allianz eine Diskussion um die Frage: Wie können wir Menschen Versicherungsschutz ermöglichen, die nur zwei Dollar am Tag für ihren Lebensunterhalt zur Verfügung haben? CARE wollte mit der Einführung einer einfachen und marktfähigen Versicherung die finanziellen Auswirkungen von Unfällen, Naturkatastrophen und Todesfällen auf die Menschen mildern. Wir wollten lernen, wie sich Versicherungen über geringe Beitragszahlungen wirtschaftlich anbieten ließen und ob sich daraus ein neues Marktsegment etablieren könnte. Heute sind beide Partner überzeugt, dass Mikroversicherungen armen Menschen eine soziale Absicherung bieten, die von Staat oder Familie nicht erbracht werden kann. Die Kooperation macht es uns möglich, unsere Interessen miteinander zu verbinden und Synergien zu bilden.

Der Vertrieb der Mikroversicherungen stützt sich auf Selbsthilfegruppen und lokale Partnerorganisationen. Wie funktioniert das?

Ein wichtiger Schlüssel zum Erfolg ist die einzigartige soziale Infrastruktur Indiens. In nahezu jedem Dorf bilden Frauen Selbsthilfegruppen. Sie organisieren nicht nur den kostengünstigen Vertrieb, sondern sorgen auch für das notwendige Vertrauen im

unmittelbaren Kontakt mit den Kunden. Die Selbsthilfegruppen werden unterstützt von lokalen Hilfsorganisationen und Mikrofinanzinitiativen. Diese wiederum sind Teil des Netzwerks von CARE, und CARE ist das Bindeglied zu Bajaj Allianz, dem indischen Joint Venture der Allianz. Alle Partner bilden zusammen ein effektives und kostengünstiges Vertriebs- und Vertrauensnetzwerk, in dem alle Beteiligten voneinander profitieren.

Wie können sich Menschen, die bitterarm sind, eine Versicherungspolice leisten?

Gemeinsam mit unserem Partnernetzwerk bieten wir Versicherungsprodukte für die wichtigsten Risiken mit niedrigen Beiträgen an. Beitragszahlungen können flexibel geleistet werden, und wir berechnen keine hohen Beträge bei frühzeitiger Vertragsauflösung. Ein Grundschutz gegen Unfälle, Feuer und Naturkatastrophen kostet umgerechnet weniger als 3 Euro im Jahr. Eine Lebensversicherung für Mikrokreditnehmer, wie wir sie mittlerweile auch in anderen Ländern anbieten, kostet nur 67 Cent.



Bei Naturkatastrophen wie dem Wirbelsturm Nisha in Indien verlieren Tausende von Menschen alles, was sie besitzen. Sozial benachteiligte Gruppen wie die Musabar in Indien haben es meistens besonders schwer.

Indien ist ein attraktiver Zukunftsmarkt. Möchte sich die Allianz mit diesem Projekt einen neuen Marktzugang schaffen oder betrachten Sie es rein als soziale Verantwortung?

Indien ist ein großer und dynamisch wachsender Markt. Die Allianz ist daher schon seit vielen Jahren mit ihrem Joint Venture

Bajaj Allianz im Markt aktiv und erfolgreich. Mikroversicherungen könnten sich in diesem Markt als neues Segment etablieren und dazu beitragen, dass auch arme Menschen Anschluss an dieses Wachstum finden. Wer diese Perspektive ernst nimmt, muss sich auf mehrere hundert Millionen Kunden allein in Indien einstellen. Das ist eine Dimension, die sich nur mit einem ökonomisch funktionierenden Geschäftsmodell bewältigen lässt und jedes soziale Engagement eindeutig überfordern würde. Daher war für unsere Partner und für uns von Beginn an klar: Die Mikroversicherung muss den armen Menschen helfen, aber sie muss auch für die Allianz finanziell ausgeglichen sein.

Die Kooperation mit CARE in Indien bot uns eine enorme gemeinsame Lernkurve: Kaum gestartet, stellte Hurrikan Nisha im November 2008 das Projekt vor eine Zerreißprobe. Die Schäden waren hoch und es wurde ersichtlich, dass nachgebessert werden musste. Das Projekt wurde auf Gebiete mit niedrigerem Risiko ausgeweitet und die Prämie wurde erhöht. Diese Erfahrungen halfen uns, weitere Mikroversicherungsprodukte für andere Länder zu entwickeln. Inzwischen konzentrieren wir uns immer stärker auf Lebensversicherungen, da hier die Kosten und Risiken besser kontrollierbar sind. Für die Hilfsorganisationen und Mikrofinanzinstitute, mit denen wir kooperieren, ist der Verkauf von Mikroversicherungen eine wichtige und stabile Einkommensquelle geworden.

Ist die Allianz auch in anderen Ländern mit Mikroversicherungen aktiv?

Ja, neben Indien hat die Allianz auch in weiteren Ländern Mikroversicherungen mit lokalen Partnern eingeführt. Seit 2006 bieten wir in Indonesien eine Kreditlebensversicherung an, mit der im Todesfall ausstehende Kreditschulden abgedeckt werden können. Ein solches Produkt haben wir in Kooperation mit der Hilfsorganisation PlanetFinance auch in verschiedenen afrikanischen Ländern wie dem Senegal, Kamerun und Ägypten eingeführt. Auf dem südamerikanischen Markt sind wir bisher in Kolumbien vertreten.

Wie viele Menschen erreichen Sie in Indien und weltweit mit Mikroversicherungen?

Wir erreichen zusammen mit unseren Partnern weltweit etwa 4 Millionen Menschen, davon 95 Prozent in Indien. Nach aktuellen Schätzungen liegt das Marktpotential bei Mikroversicherungen bei 1,5 bis 3 Milliarden potentieller Kunden. Wir stehen also noch am Anfang einer hoffentlich weiterhin erfolgreichen Entwicklung dieses Zukunftsmarktes.

Gewinn garantiert

Vier Beispiele, was Sie mit Ihrer Spende bewirken können.

JEMEN

Im Gebirge von Amran, eines der 20 „Gouvernements“ im Nordwesten des Landes, ist es für die Bevölkerung besonders schwierig, sich mit frischem Trinkwasser zu versorgen. Frauen tragen hier zwar die größte Arbeitslast, werden jedoch im Alltag häufig benachteiligt. CARE unterstützt die Frauen in den Dorfgemeinden dabei, die Trinkwasserversorgung zu verwalten. Frauengruppen erhalten eine Ausbildung in Hygiene und Gesundheitsvorsorge und lernen, wie man die Qualität von Trinkwasser sicherstellt und dabei die Umwelt schützt. Zudem vermittelt CARE Methoden zum Management und Aufbau eines kommunal verwalteten Trinkwassersystems. So wird nicht nur die Trinkwasserversorgung verbessert, sondern auch die soziale Stellung von Frauen.

www.care.de/jemen_trinkwasser.html

KAMBODSCHA

In der Provinz Koh Kong, an der Grenze zu Thailand, wandern immer mehr Einwohner ab, auf der Suche nach Arbeit. Die wenigen Menschen, die bleiben, sind arm und versuchen, mit Fischfang, Landwirtschaft und illegalen Rodungen ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Für Mädchen und junge Frauen bedeutet die Armut auch sexuelle Ausbeutung. Nicht selten geraten sie in die Hände von Menschenhändlern. Die Hälfte aller Mädchen bricht die Grundschule ab. CARE wendet sich an insgesamt 1.700 junge Frauen und Mädchen, die weniger als sechs Jahre zur Schule gegangen sind oder einer ethnischen Minderheiten angehören. Ziel des Projekts ist es, neue Einkommens- und Beschäftigungsmöglichkeiten zu schaffen, die ihnen bessere Fähigkeiten vermitteln, Produkte herzustellen und zu vermarkten und ihnen Zugang zu den lokalen Märkten verschaffen. Neben der beruflichen Ausbildung von jungen Frauen und Mädchen werden auch insgesamt 85 Selbsthilfegruppen gegründet, die Schulungen in Unternehmensplanung und -führung erhalten.

www.care.de/kambodscha_einkommen.html

PAKISTAN

Die Jahrhundertflut in Pakistan hat nicht nur unzählige Menschen das Leben gekostet, sie hat auch Häuser, Brunnen, Wasserleitungen und Krankenstationen zerstört. Schlamm und verschmutztes Wasser erhöhen die Gefahr der Ausbreitung von Krankheiten und Seuchen. CARE unterstützt hier die medizinische Versorgung der Menschen durch mobile Gesundheitsstationen. Damit vor allem auch Frauen behandelt werden können, ist in jedem Team auch weibliches Personal mit dabei. Auch sind Frauen und Kinder psychischem und sozialem Stress nach den Fluten besonders häufig schutzlos ausgesetzt. Um ihnen bei der Bewältigung ihrer Traumata zu helfen, setzt CARE speziell geschulte Trainer ein und bildet Berater und Betreuer aus.

www.care.de/pakistan_bilfe_ueberschwemmung.html
www.care.de/pakistan-traumabewaeltigung.html

BALKAN

Die Bevölkerungsgruppe der Roma lebt auf dem Balkan am Rande der Gesellschaft. Besonders Frauen sind von Diskriminierung und Gewalt betroffen, dabei tragen sie die Hauptlast der Kindererziehung, der häuslichen Arbeit und müssen häufig auch das Einkommen der Familie verdienen. CARE unterstützt Roma-Organisationen in Bosnien, Kroatien, Serbien und Montenegro dabei, gegen Vorurteile anzugehen und die Situation dieser Volksgruppe zu verbessern. Der Fokus liegt dabei auf Frauenorganisationen. Ihnen wird dabei geholfen, ihre Strukturen zu verbessern und erfolgreicher zu arbeiten. Gleichzeitig sensibilisiert CARE auf dem Balkan auch für die Gefahr von Menschenhandel. Denn gerade Roma-Mädchen sind von regionalem Menschenhandel bedroht, der häufig zur Zwangsprostitution führt.

www.care.de/bosnien-roma.html

Spendenkonto: 4 40 40 Sparkasse KölnBonn, BLZ 370 501 98

Die Kosten des Nichtstuns

*Müttersterblichkeit ist immer noch eine der häufigsten Todesursachen für Frauen in Entwicklungsländern.
Dabei kann sie ganz einfach verhindert werden.*



In der Region Ayacucho konnte die Anzahl an Frauen, die nach Erreichung einer Krankenstation bei der Geburt sterben, in fünf Jahren halbiert werden.

Gardenia Rosas de la Cruz und Antonia Pacco Cabana haben viel gemeinsam: Ihre Heimat ist die Ayacucho-Region, hoch in den Bergen der Anden in Peru, sie haben beide früh geheiratet und mehr als vier Mal so viele Kinder wie eine durchschnittliche Familie in Deutschland. Eins jedoch unterscheidet die beiden grundlegend: Gardenia lebt, Antonia ist tot. Antonia war, so wie es Gardenia heute noch ist, das Herzstück ihrer Familie, ihre Seele und ihr Anker. Mit ihrem Mann Lorenzo Vargas hielt sie ein paar Tiere, von denen sie und ihre sieben Kinder gut leben konnten. Alle mussten hart arbeiten, aber sie waren glücklich.

Der Tag, der Antonias Leben von dem Gardenias unterschied, der Tag, an dem Antonia starb, gab eigentlich Anlass zur Freude. Ein paar Stunden vor ihrem Tod, gegen sechs Uhr abends, brachte Antonia einen kleinen Jungen namens Adolfo zur Welt. Aber das Glück war nur von kurzer Dauer. Lorenzo, der bislang bei jeder Geburt seiner Kinder geholfen hatte, wusste, dass es diesmal anders war als die Male zuvor. Antonia blutete immer stärker und die Plazenta wurde nicht herausgestoßen. Er wusste, dass sie umgehend Hilfe brauchte. Schweren Herzens ließ er seine verängstigten Kinder am Bett ihrer Mutter zurück und machte sich auf den Weg zum nächsten Krankenhaus.

Im kleinen Dorf Toccoconi Choquiecambi gibt es keine Telefone, Handys oder wenigstens Funksprechgeräte und so musste Lorenzo bei strömendem Regen mehrere Kilometer mit einem alten, geliehenen Motorrad fahren, über steile, matschige, nahezu unpassierbare Straßen. Auf halbem Weg gab das Motorrad den Geist auf. Mit einem Fahrrad fuhr er den restlichen Weg und erreichte schließlich völlig erschöpft das Krankenhaus. Die Hilfe ließ jedoch auf sich warten – denn weder war

ein Arzt da, noch ein funktionierender Krankenwagen. Nach einer weiteren, quälend langen halben Stunde fand Lorenzo endlich einen Arzt, lieh sich einen Truck und fuhr in Richtung Antonia. Aber die beiden kamen zu spät. Bereits eine Stunde vorher war Antonia gestorben, weil die Plazenta den Gebärmutterhals blockierte und schwere Blutungen zum Herzstillstand führten.

Wie Antonia ergeht es jedes Jahr mehr als 350.000 Frauen, die während der Schwangerschaft oder bei der Geburt eines Kindes sterben. Fast alle, 99 Prozent, leben in Entwicklungsländern. Zwar hat sich die Müttersterblichkeit seit 1990 weltweit um mehr als ein Drittel reduziert, aber noch immer sterben Mütter durch Gefahren wie erhöhten Blutdruck, Blutarmut, Blutungen, Gebärmutterrisse und Infektionen. Dabei muss das Kinderkriegen nicht tödlich sein, denn den meisten Frauen wäre schon mit einfachen Mitteln und medizinischer Versorgung geholfen. Acht von zehn Müttern, die bei der Geburt sterben, hätten mit Hilfe überleben können.

EIN VERMEIDBARER TOD

Auch Antonias Zustand war ernst, aber ihr Tod vermeidbar. Allein durch die Anwesenheit einer geschulten Hebamme hätte Lorenzo heute wahrscheinlich noch eine Frau und Adolfo und seine sieben Geschwister noch eine Mutter. Es ist keine Frage des Schicksals, sondern eher eine Frage des politischen Willens, des Zugangs zu medizinischer Betreuung, reproduktiven Gesundheitsdiensten, der Investition in die Ausbildung von Fachkräften und der Verbesserung ganzer Gesundheitssysteme.

Aber in Peru, dem Land mit der zweithöchsten Müttersterblichkeit in Latein-

amerika, sterben 240 von 100.000 Müttern bei der Geburt eines Kindes. Vor allem in ländlichen, abgelegenen Gebieten ist die Versorgung schlecht und für indigene Frauen, wie Antonia, sind Geburtskomplikationen häufig ein Todesurteil. Krankenhäuser liegen Kilometer weit entfernt, es fehlt an Fachpersonal, Medizin und an dem Wissen um gesunde Schwangerschaft, Zugang zu medizinischer Versorgung und wo im Notfall Hilfe zu finden ist. „Allein für sauberes Trinkwasser müssen schwangere Frauen meist kilometerlange Wege zurücklegen“, erklärt Supermodel und CARE-Botschafterin Christy Turlington, die mit CARE Peru besuchte und sich ein eigenes Bild von den Schwierigkeiten für Schwangere machen konnte. „Erst als Erwachsene, nachdem ich selbst Mutter geworden bin, erkenne ich, wie wichtig es ist, die Lage von Schwangeren und Müttern zu verbessern“, sagt Turlington, die Mutter von zwei kleinen Kindern ist.

EIN NOTFALLPLAN RETTET LEBEN

Gardenia Rosas de la Cruz dagegen hatte Glück. Sie hatte während ihrer Schwangerschaft viel über Müttergesundheit und Geburtsvorbereitung gelernt. CARE-Mitarbeiter besuchten im Rahmen des FEMME-Projektes Gardenia in ihrem Dorf, um sie davon zu überzeugen, Hilfe in der Klinik zu suchen. In Ayacucho bildete CARE medizinisches Personal aus und half, die Gesundheitsdienstleitungen zu verbessern. Dabei wurde auch darauf geachtet, dass Geburtshelfer die lokale Quechua-Sprache sprechen und ausreichend mit medizinischem Material ausgestattet sind. Durch die Verbesserung der medizinischen Versorgung konnte die Müttersterblichkeit in der peruanischen

Ayacucho Region bereits um 50 Prozent gesenkt werden.

Als Gardenia morgens um zehn Uhr ihre kleine Tochter Luz – wie alle Quechua-Frauen stehend – zur Welt brachte, hatte sie daher ein gutes Gefühl. Aber auch Gardenias Geburt verlief nicht ohne Komplikationen, wie Antonia erlitt auch sie schwere Blutungen, die niemand in dem kleinen ländlichen Gesundheitszentrum stoppen konnte. Das nächste Krankenhaus lag acht Stunden entfernt, aber weder der Krankenwagen noch der Truck, der normalerweise für Notfälle genutzt wird, waren verfügbar. „Lieber Gott, bitte lass mich nicht sterben, lass meine Kinder und meinen Mann nicht alleine“, betete Gardenia. Aber Gardenia hat es geschafft. Der Notfallplan, den sie mit anderen Frauen erarbeitet hatte und der eine Liste mit lokalen Transportfrauenmöglichkeiten zusammenfasst, funktionierte. Mit dem Truck des Bürgermeisters fuhren sie ins Ayacucho-Krankenhaus, wo bereits Helfer bereitstanden. Die Ankündigung von Notfällen über Funksprechgeräte, ein effizientes System zum Management von Geburtsnotfällen, hat Gardenias Leben gerettet. Ihr eigenes Engagement verhinderte, dass sie eine der Frauen wurde, die weltweit an Geburts- oder Schwangerschaftskomplikationen sterben. Und Gardenia Rosas Überleben rettet sicher auch das Leben vieler anderer Frauen, für deren Gesundheit sie sich jetzt noch stärker einsetzt.

CARE hat viel gelernt aus Antonias und Gardenias Geschichten. Sie sind Zeugnis lebensnotwendiger Veränderungen, Zeugnis eines Todesurteils für Frauen, die keinen Zugang zu medizinischer Versorgung haben. Aber auch Zeugnis davon, wie Initiativen durch kleine Veränderungen die „unsichtbare Epidemie“, wie die Weltgesundheitsorganisation Müttersterblich-

keit nennt, eindämmen. Den Erfolg des FEMME-Projekts erkennt auch die peruanische Regierung an. Mittlerweile gibt es Richtlinien des Gesundheitsministeriums für Notfälle während Schwangerschaft und Geburt, die zum Großteil auf dem FEMME-Model basieren. Gardenias Schicksal zeigt, dass Erfolg möglich ist, wenn Gemeinden und Gesundheitsstationen zusammenarbeiten. Antonias Schicksal macht ohnehin klar: Die Kosten des Nichtstuns sind viel zu groß.



MUTTERGLÜCKSBINGER GESUCHT

Mit der Jahreskampagne „Lebensband“ ruft CARE 2011 zum gemeinsamen Kampf gegen die weltweit hohe Müttersterblichkeit auf. Jede Stimme zählt.

Eine sichere Schwangerschaft und Geburt ist ein Menschenrecht. Ihm widmet CARE 2011 die deutschlandweite Kampagne „Lebensband – Mutterglücksbringer gesucht“. Die Kampagne macht auf die dramatisch hohe Zahl von Schwangeren aufmerksam, denen in armen Weltregionen eine fachliche Begleitung und medizinische Hilfe bei Komplikationen verwehrt bleiben. Und sie ruft zur aktiven Hilfe und Unterstützung auf. „Im Jahr 2000 verpflichteten sich die Vereinten Nationen im Rahmen der Millenniums-entwicklungsziele, die weltweite Mütter-

sterblichkeit bis 2015 um 75 Prozent zu senken“, sagt Dr. Anton Markmiller, Hauptgeschäftsführer von CARE Deutschland-Luxemburg. „Erste Erfolge sind spürbar, doch liegen sie weit hinter den Plänen und gemachten Zusagen zurück. Mehr Aufmerksamkeit für das Thema, mehr politischer Wille und finanzielle Unterstützung können das ändern.“ CARE selbst hat sich als weltweites Netzwerk zum Ziel gesetzt, mit seinen Projekten bis 2015 30 Millionen Frauen eine sichere Schwangerschaft und Geburt zu ermöglichen.

Auf zahlreichen Veranstaltungen und im Internet unter www.care-lebensband.de lädt CARE ab dem 1. Mai 2011 dazu ein, Schwangeren weltweit eine Stimme zu geben und sich zu engagieren: durch das Unterschreiben einer Petition – die die Bundesregierung und die Regierungen der Vereinten Nationen an ihre Verpflichtungen zur Senkung der Müttersterblichkeit erinnert –, durch eine Spende oder ganz einfach durch Weitersagen. Symbol der Kampagne ist das klassische Geburtsband, das Neugeborene in Krankenhäusern bekommen. Als „Mutterglücksbringer“ ist es das ganze Jahr über im Einsatz und macht auf die Kampagne und ihre Ziele aufmerksam. Unterstützt wird die Kampagne „Lebensband“ von vielen Prominenten wie Supermodel Christy Turlington, No-Angels-Sängerin Jessica Wahls oder Bundestagspräsidentin a.D. Rita Süssmuth. Jede Stimme zählt. Auch Ihre.

*Ab dem 1. Mai im Internet unter:
www.care-lebensband.de.*



*Acht von zehn Müttern, die bei der Geburt sterben, könnten durch einfache medizinische Versorgung gerettet werden.
Aber vor allem für indigene Frauen in entlegenen Gebieten sind Geburtskomplikationen häufig ein Todesurteil.*



Geschlagen, nicht gebrochen

*Gewalt gegen Frauen ist in Sambia alltäglich.
Immer mehr mutige Frauen beginnen, der Tradition die Stirn zu bieten.*

„Er hat mich verprügelt. Er hat gedacht, ich würde ihn betrügen und dann hat er zugeschlagen.“ Und als er wieder einmal zu viel getrunken hatte und die Eifersucht ihn übermannte, griff Gladys Ehemann zur Waffe. „Ich sah ihn mit der Pistole auf mich zukommen und konnte nur noch schreien. Ich schrie und rannte“, beschreibt Gladys den Moment, der ihr Leben veränderte. Nie-

mand kam ihr in dieser Nacht zu Hilfe. Denn in ihrem Heimatland Sambia ist es völlig normal, dass Frauen von ihren Ehemännern geschlagen werden.

Seitdem versteckt sich die 33-Jährige mit ihrer jüngsten Tochter vor dem Mann, den sie vor sechzehn Jahren geheiratet hat. Sie hat in einem Frauenhaus in Lusaka Schutz gefunden, der

Hauptstadt Sambias. Die Adresse ist streng geheim. Von dort aus fährt sie tagsüber auf Schleichwegen zu einem Beratungszentrum für Frauen in der Innenstadt Lusakas. Manchmal muss sie dabei mehrmals das Auto wechseln – aus Angst, ihr Mann könnte sie verfolgen. Im Zentrum spricht sie mit den Mitarbeitern, die ihr psychologische Stärkung und juristische Rückendeckung geben. „Ich habe mich scheiden lassen“, erzählt Gladys. „Doch meine anderen drei Kinder sind noch bei ihm.“ Irgendwo in Lusaka, in ihrem früheren Haus, ihrem früheren Leben.

FRAUEN UND DIE FARBEN AFRIKAS

Lusaka: gleißende Sonne, quirlige Marktverkäufer, hupende Autos, die sich die Hauptstraßen entlang fädeln, Hunderte Menschen, die zu Fuß die Stadt durchlaufen. Die Farben Afrikas spiegeln sich in den bunten Tüchern der Frauen, die auf dem Markt die Früchte ihrer Felder verkaufen. Die, ihre Babys auf dem Rücken gebunden, sich um das Einkommen der Familie kümmern. Sie sind im südlichen Afrika zuständig für die Erziehung der Kinder, die Pflege der Kranken und die Arbeit auf den Feldern, so will es die Tradition. Kurzum: Für alles, was zum Leben notwendig ist, sind Frauen verantwortlich. Dennoch stehen sie in der gesellschaftlichen Hierarchie unter den Männern. Die wenigsten sind sich wie Gladys ihrer Rechte bewusst. Über 90 Prozent der sambischen Frauen halten es für nicht außergewöhnlich, dass sie von ihren Männern geschlagen werden.

Damit die Frauen nicht mehr der brutalen Willkür ihrer Ehemänner ausgesetzt sind, hat CARE zusammen mit lokalen Organisationen und der sambischen Polizei das Beratungszentrum, zu dem auch Gladys täglich fährt, gegründet. Der rote Backsteinbau liegt in einer ruhigen Nebenstraße, das Hupen und Rumpeln der Autos ist nur aus der Ferne zu hören. Mädchen in grünen Schuluniformen schlendern lachend mit ihren Schulranzen an der hohen weißen Mauer vorbei, die das Zentrum schützt. Darauf steht in blauen Ziffern die Telefonnummer, zusammen mit der Aufforderung, Gewaltverbrechen an Frauen zu melden. „Seit der Gründung im Frühjahr 2006 sind mehrere Tausend Frauen zu uns gekommen“, sagt Nelson Mwape, der Leiter des Zentrums. „Der Großteil davon sind Frauen, die von ihren Männern geschlagen wurden.“ Aber Nelson spricht auch von Kindesmissbrauch: „Da sich in Sambia hartnäckig das Gerücht hält, wer mir einer Jungfrau schläft, wird immun gegen AIDS, erleiden viele junge Mädchen und sogar Kleinkinder sexuelle Übergriffe.“

Das Zentrum hat einem empfindlichen Nerv der Tradition Sambias getroffen. „Wir können unserer Denken und Leben nicht

von heute auf morgen verändern“, sagt Nelson. „Organisationen wie CARE können nur den Impuls geben, ändern muss Sambia sich von innen heraus.“ Dazu hat CARE Plakatkampagnen, Theaterstücke, Radiosendungen und Jugendworkshops organisiert, um die Frauen über das Beratungsangebot zu informieren und die Männer darauf aufmerksam zu machen, dass Gewalt gegen Frauen ein Verbrechen ist.

DER TRADITION DIE STIRN BIETEN

Nelson und seine Mitarbeiterinnen sind rund um die Uhr im Einsatz. Das rote Haus ist voll mit Frauen, die auf eine Einzelberatung warten, auf einen Mitarbeiter, der sie ins Gerichtsgebäude begleitet oder eine Ärztin, die sie untersucht. „Die Männer müssen erkennen, dass Gewalt gegen Frauen eine kriminelle Tat ist, für die es eine Strafe gibt. Und dass Frauen Rechte haben“, so Nelson. Er läuft los, um zwei Frauen zu begrüßen, die an der Rezeption um Aufnahme bitten. Ein junges Mädchen, nicht älter als 16 Jahre, sitzt im Warteraum und hält krampfhaft ihre Handtasche auf dem Schoß fest, ihr Blick ist auf den Boden fixiert. Draußen steht ein Polizist und bewacht den Eingang. „Immer mehr Frauen kommen zu uns. Sie wollen nicht mehr tatenlos ertragen, was mit ihnen passiert“, sagt Nelson. Mittlerweile hat CARE ein zusätzliches Beratungszentrum in Lusaka gegründet. Dazu sind zwei weitere in den Städten Kitwe und Chipata gekommen, zusammen mit jeweils einem Frauenhaus, in dem die Frauen wohnen, bis ihre Gerichtsverhandlung vorbei ist oder sie eine Arbeit gefunden haben. „Es ist wichtig, dass Frauenhaus und Beratungszentrum getrennt voneinander sind“, sagt Dejan von Roman, Afrika-Referent von CARE Deutschland-Luxemburg. „Das Zentrum ist offen und steht für alle zur Verfügung, die Hilfe und Beratung brauchen. Es ist die erste Anlaufstelle für misshandelte Frauen und Kinder. Das Frauenhaus ist jedoch geheim, niemand kennt die Adresse. Selbst ich nicht.“ Dort finden die Frauen die notwendige Ruhe und Sicherheit, um neue Zukunftspläne zu schmieden.

Gladys hat gelernt, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Sie bietet der Tradition die Stirn und versucht, das Sorgerecht für ihre Kinder zu erstreiten. Da sie dafür einen regelmäßigen Job braucht, arbeitet sie jetzt selbst im Zentrum und hilft anderen Frauen dabei, ein gewaltfreies Leben zu beginnen. „Ich vergebe ihm“, sagt sie nachdenklich über ihren Noch-Ehemann. „Obwohl er mich misshandelt hat, vergebe ich ihm. Um meiner Kinder willen und um selbst Frieden zu finden.“ Und um der Tradition Sambias zu zeigen, dass Frauen auch kämpfen können.

Der „Mädcheneffekt“

In Sierra Leone kämpft Mama Kaday um die Ausbildung ihrer Tochter.



„Grundbildung für alle“ – so lautet das MDG 2. Aber laut UNESCO werden auch 2015 noch 56 Millionen Kinder nicht zur Grundschule gehen.

„Ich bin sehr stolz, im Rahmen dieser Elternversammlung zu verkünden, dass die ebenso fleißige wie intelligente Schülerin Aminata Kamara die Prüfungen mit besten Noten bestanden hat und zur Junior Secondary School in Kabala zugelassen wird.“ Die Stimme von Schulleiter Sesay schallt durch den Wald, als er den Eltern und Lehrern das Prüfungszertifikat präsentiert. Tränen des Glücks rollen über die Wangen von Mama Kaday, Aminatas Mutter. Ihr Ehemann, Pa Kamara, steht auf der anderen Seite des Schulhofs. Zuerst hatte er sich geweigert, an jenem Morgen an der Elternversammlung teilzunehmen. Überhaupt war er ja am Anfang gegen die Idee gewesen, Aminata zur Schule zu schicken. Und jetzt das: Pa Kamara steht mit gesenktem Kopf alleine in der Ecke und Tränen laufen über seine Wangen. Herr Jalloh indes, der geschasste Verlobte von Aminata, verlässt die Feier unsicher und unbemerkt in Richtung seines Hauses, zu seinen drei anderen Frauen.

Aminata eilt mit offenen Armen zu ihrer Mutter und ruft: „Nna, Nna!“ Das bedeutet in Korako, Aminatas Muttersprache, „Mutter“. Sie sieht, dass ihre Mutter weint und bittet sie, damit aufzuhören. Denn schließlich hat Aminata gerade die Prüfung bestanden und ist damit ganz nahe an die Erfüllung ihres Versprechens gekommen, eine Ausbildung vor ihrer Heirat abzuschließen. Ein Versprechen, das anfangs einer offenen Kriegserklärung zwischen Mama Kaday und Pa Kamara gleichkam – war es doch die feste Absicht des Vaters gewesen, seine einzige Tochter mit einem der einflussreichsten jungen Männer im Dorf zu verheiraten, der mit Vieh, Kindern und Frauen nur so prahlte. Aminata und ihre Mutter verlasen die Schule Hand in Hand, voller Stolz.

Sie laufen in Richtung ihres Grundstücks, auf dem zwei mit Flechtwerk und Gras bedeckte Häuser stehen und wo ein Schaf sowie zwei Hühner warten.

Als sie an jenem Abend an ihrer Feuerstelle zusammensitzen und ihr Abendessen aus gekochtem Reis und Maniokblättern essen, blickt Mama Kaday ihrem Mann direkt in die Augen und sagt langsam, in einem höflichen, aber bestimmten Ton zu ihm: „Du hast nicht immer Recht, wenn du einseitige Familienentscheidungen triffst. Ich denke, ich sollte an manchen wichtigen Entscheidungen teilhaben.“ Pa Kamara hebt langsam seinen Kopf und schluckt sein Essen herunter. Er nickt. Dass Mama Kaday von ihrem Mann heute solch ein Mitspracherecht verlangt, bis dahin war es ein langer Weg – aber ein erfolgreicher.

EINE KRANKENSCHWESTER ALS VORBILD

Mama Kaday, eine 35-jährige, starke und hart arbeitende Frau, lebt im Dorf Yiffin im westafrikanischen Sierra Leone. Sie wohnt zusammen mit ihrer einzigen Tochter, Aminata, und ihrem Mann Pa Kamara. Während des brutalen zehnjährigen Bürgerkriegs in den 90er-Jahren zog Aminata mit ihren Eltern in ein Camp für Vertriebene. Dort leisteten Krankenschwestern medizinische Hilfe. Als Mama Kaday diese freundlichen, hilfsbereiten, zugleich sehr selbstbewussten Frauen sah, erkannte sie, wie wichtig eine gute Ausbildung ist. Sie malte sich aus, dass auch Aminata einmal als eine dieser Hilfskräfte arbeiten könnte. Aminata, die damals sechs Jahre alt war, wurde in dieser Zeit oft von ihrer Mutter zur Gesundheitsstation des Camps und der Essensausgabe gebracht.

Mama Kaday bewunderte die Oberschwester in der Krankenstation des Camps und beschloss, sie in ihre Pläne für Aminata einzuweihen. „Vielleicht hilft sie mir mit ihrer Erfahrung weiter oder kann mir sagen, wie sie dorthin gelangte, wo sie jetzt ist“, überlegte sich Mama Kaday. Während einer ihrer Routineuntersuchungen begann sie vorsichtig und umsichtig, die Lebensgeschichte der Krankenschwester anzusprechen. Die Schwester erkannte schnell den Grund des Gesprächs und war bewegt von der Entschlossenheit der Mutter, ihrer Tochter aller Widrigkeiten zum Trotz eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Sie erzählte, dass sie selbst aus sehr einfachen Verhältnissen stammte und dass ihre Eltern zwar sehr arm gewesen seien, sie aber dennoch während ihrer Ausbildung immer unterstützt hätten. Ganz besonders dankbar war sie ihrem Vater, der sogar alte Familienerbstücke verkauft hatte, um ihren Schulabschluss zu ermöglichen. Nach dem Gespräch verließ Mama Kaday die Krankenstation mit frischem Eifer und neuem Mut für ihren Kampf um eine gute Ausbildung ihrer Tochter.

„TRAININGSPLÄTZE FÜR PROSTITUIERTE“

Im Jahr 2001 kam ein neuer Lebensabschnitt: Der Bürgerkrieg wurde offiziell beendet. Aminata und ihre Eltern waren unter den ersten, die in das vollkommen zerstörte Yiffin zurückkehrten. Wenige Monate nach ihrer Rückkehr wurde eine lokale Gemeinschaftsschule gegründet, Aminatas Einschulung stand zur Diskussion zwischen den Eltern. Pa Kamara lehnte es ab und drohte Mama Kaday, sie zurück zu ihren Eltern zu schicken, wenn sie es wagen würde, noch einmal

Aminatas schulische Angelegenheiten anzusprechen. Pa Kamara hatte noch am Tag ihrer Geburt seine Tochter an Herrn Jalloh versprochen und von diesem seither wertvolle Geschenke erhalten. Während einer schwachen Ernte rettete der Wunschschiwiegersonn Pa Kamaras Familie sogar mit einem großen Sack Reis und zwei Hühnern. Pa Kamara schrie laut heraus: „Schulen sind doch nur Trainingsplätze für Prostituierte. Ich lasse mich nicht daran beteiligen, mein einziges Kind zur Hure zu erziehen!“

Mama Kaday entschied sich daraufhin, das Problem mit Pa Sheku zu besprechen, Pa Kamaras engstem Freund. Eines Abends, als die beiden Freunde zusammen Palmwein tranken, gelang es Pa Sheku, seinen Freund vorsichtig und diplomatisch davon zu überzeugen, Aminata doch zur Schule zu schicken. Pa Kamara stimmte dem Vorschlag seines Freundes unter einer Bedingung zu: Dass er das Recht behielte, Aminata für die Hochzeit mit Herrn Jalloh jederzeit von der Schule zu holen. Mama Kaday war enttäuscht, ging aber auf den Handel ein. So wurde Aminata an der lokalen Gemeinschaftsschule angemeldet.

Einige Jahre später startete CARE ein Programm in Mama Kadays Gemeinde. Mama Kaday begann, an einer Gruppe teilzunehmen, die sich regelmäßig über das Wohl und die Entwicklung der Kinder austauschte. Sie überzeugte sogar ihren Mann davon, sich dieser Gesprächsrunde anzuschließen. Bei einem der Treffen stand das Thema Ausbildung von Mädchen zur Diskussion. Als sie auf dem Weg zum Treffen war, rief Mama Kaday laut aus: „Oh CARE, Gott hat dich wirklich gesandt um mir den Traum zu erfüllen, meiner und unserer einzigen Tochter eine Ausbildung zu ermöglichen!“

EINE AUSSERGEWÖHNLICHE DISKUSSION

In der Gesprächsgruppe ging es unter anderem um jugendliche Schwangerschaften, frühe Heirat und geringe Schulbildung von Mädchen. Die Teilnehmer erkannten, dass das die Gründe sind, warum so viele Mütter aus Yiffin bei der Geburt sterben. Dass eine geringe Schulbildung aber auch bedingt, dass so wenige Frauen an Entscheidungsprozessen und beim Wiederaufbau des kriegszerstörten Landes teilnehmen. Es war allen klar: Wenn die Töchter Yiffins eine Ausbildung erhalten, bekommen sie später und weniger Kinder, verdienen ein höheres Einkommen, ernähren ihre Kinder gesünder und sorgen letztendlich dafür, dass eine neue, wohlhabende Generation heranwächst. Eine Realität, für die CARE den Namen „Mädcheneffekt“ prägte.

Pa Kamara war während der Diskussion sehr still. Es sah aus, als dachte er tatsächlich über seine Einstellung gegenüber Aminatas Erziehung und Ausbildung nach. Zugleich bewunderte er die Mitarbeiterin von CARE, die die älteren Frauen und Männer selbstbewusst und ohne Angst ansprach. Pa Kamara musste zugeben: „Nur gute Bildung kann dafür sorgen, dass ein zierliches junges Mädchen wie sie einer Gruppe älterer Männer und Würdenträger in unserer Gemeinschaft auf diese Weise begegnet.“

Während der Gesprächsrunde wurde auch ein Bild der gegenwärtigen liberianischen Präsidentin Ellen Johnson-Sirleaf herungereicht. Es war für viele Beteiligten schwer zu glauben, dass tatsächlich eine Frau für das Nachbarland Liberia verantwortlich sein sollte. Als das Bild zu Pa Kamara kam, nahm er es, blickte es lange und aufmerksam an und fragte

dann die CARE-Mitarbeiterin, ob das Bild echt sei. Sie bestätigte es ihm. Er betrachtete das Bild weitere fünf Minuten lang. Schließlich rannen Tränen seine Wangen herunter. Die Beteiligten waren schockiert und konnten es kaum fassen. Pa Kamara war doch ein starker und strenger Mann! Er stand langsam auf, ging direkt auf die CARE-Mitarbeiterin zu, nahm ihre Hände und flüsterte ihr ins Ohr: „Wir Männer treffen manchmal dumme und unvernünftige Entscheidungen.“ Dann verließ er die Sitzung.

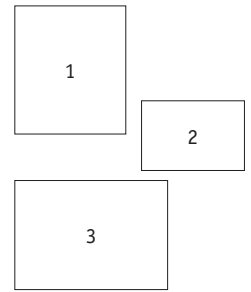
An diesem Abend entschuldigte sich Pa Kamara für sein Handeln und versprach, seine Frau dabei zu unterstützen, die einzige Hoffnung, die sie haben, zu fördern: Aminata. Gemeinsam besuchten sie Herrn Jalloh. Die beiden überzeugten ihn, den Heiratsplan für Aminata auszusetzen und zu warten, bis sie alt genug ist, um selbst zu entscheiden, wen sie sich zum Ehemann wünscht. Herr Jalloh war schockiert über den plötzlichen Sinneswandel. Doch nach einigen Tagen gab er der Bitte der Eltern nach. Aminata war sehr glücklich darüber. Sie fiel ihrer Mutter um den Hals und rief unter Tränen: „Nna, Nna, ich werde dir immer vertrauen!“

Für ihre herausragenden akademischen Leistungen bekam Aminata ein Stipendium der amerikanischen Botschaft in Sierra Leone. Damit ist sie heute ein Vorbild für viele Mädchen aus dem Dorf. Dank einer Mutter, die wie eine Löwin um die Ausbildung ihrer Tochter kämpfte.

1) Durch Schulbildung heiraten Mädchen später, bekommen weniger Kinder und können diese gesünder aufziehen.

2) Mädchenbildung ist ein wichtiger Schlüssel gegen die Armut. Dennoch sind weiterhin zwei Drittel aller Analphabeten Frauen.

3) CARE will in den kommenden Jahren 10 Millionen Mädchen die Grundschulbildung ermöglichen.



Ein CARE-Paket für Goretti

Eine Geschichte des New-York-Times-Journalisten Nicholas D. Kristof



Der New-York-Times-Journalist Nicholas D. Kristof ist der 35-jährigen Goretti in Burundi begegnet und schreibt darüber, wie sie dank CARE nicht nur ein Einkommen, sondern auch Respekt in der Dorfgemeinschaft und von ihrem Ehemann erhielt.

Das nördliche Burundi gehört mit seiner üppigen Naturpracht zu den liebrendsten Flecken Afrikas: Vorspringende Bergflanken kauern über sattgrünen Feldern und vom Wind geschaukelten Kaffeebäumen. Das Klima ist hier angenehmer als im Tiefland, die Wohnhütten mit ihren Lehmmauern sind dünn gesät. Und doch ist diese Bilderbuchland-schaft die Heimat einiger der ärmsten Menschen auf der Erde, und zu den bedauernswertesten Geschöpfen unter diesen Ärmsten der Armen gehörte Goretti Nyabenda.

Goretti war im Großen und Ganzen eine Gefangene in ihrer eigenen Hütte, die aus roten Lehmziegeln errichtet war. Als Frau hat man hier jedes Mal, wenn man das Haus und Grundstück verlassen will, den Ehemann um Erlaubnis zu bitten. Gorettis Mann, ein mürrischer Bursche namens Bernard, gab die seine sehr ungern. Goretti war 35 Jahre alt und

Mutter von sechs Kindern, aber sie durfte nicht einmal allein auf den Markt gehen.

Bernard und Goretti bauten auf einer ausge-laugten Parzelle von 200 Ar Bananen, Cassava, Kartoffeln und Bohnen an und verdienten damit kaum genug zum Leben. Sie waren so arm, dass sie sich nicht einmal Moskitonetze für alle ihre Kinder leisten konnten, obwohl die Malaria in dieser Gegend viele Todesopfer fordert. Bernard verbringt typischerweise drei Abende die Woche in einer Bar und trinkt das dort gebraute Bananenbier, wofür er jedes Mal umgerechnet 1,50 Euro ausgibt. Seine Kneipenbesuche kosten die Familie 30 Prozent ihres verfügbaren Einkommens.

Goretti, die nie eine Schule von innen gesehen hatte, durfte selbst nichts einkaufen, durfte überhaupt kein Geld in die Hand nehmen. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch nie einen Geldschein

in den Fingern gehabt. Sie und Bernard pflegten zusammen zum Einkaufen auf den Markt zu gehen. Während Bernard den Verkäufern das Geld in die Hand drückte, durfte Goretti den Einkauf nach Hause tragen. Ihr Umgang mit Bernard beschränkte sich in der Hauptsache darauf, von ihm geschlagen zu werden. Dazwischen gab es gelegentlich Sex.

Als wir uns mit ihr unterhielten, saß sie auf einem Graspolster hinter ihrer Hütte. Die Sonne schien, aber die Luft war angenehm kühl und erfrischend, und ein Insektenchor untermalte ihre Erzählungen. Goretti trug ein braunes Strickhemd – irgendwelche Amerikaner hatten es für wohltätige Zwecke gespendet, und es hatte seinen Weg nach Zentralafrika gefunden – über einem farbenprächtigen gelben Wickelrock. Ihre Haare hielt sie sehr kurz, fast im Bürstenlook, weil es sich so leichter bändigen ließ. Sie runzelte die Stirn, als sie ihre damalige Stimmungslage beschrieb: „Ich war ein armer Teufel. Weil ich mich immer im Haus aufhielt, kannte ich keine anderen Leute und war ganz auf mich allein gestellt. Mein Mann sagte, die Frau hat die Pflicht, zu kochen, im Haus zu bleiben oder auf dem Feld zu arbeiten. So habe ich gelebt, und deshalb war ich verbittert und wütend.“

Eines Tages erzählte Gorettis Schwiegermutter ihr von einer Initiative, die CARE im Dorf gestartet hatte, die altehrwürdige US-amerikanische Hilfsorganisation, die ihre Aktivitäten zunehmend an den Bedürfnissen von Frauen und Mädchen ausrichtet. Elektrisiert fragte Goretti ihren Mann, ob sie zu einem der CARE-Treffen im Dorf gehen dürfe. „Nein“, sagte Bernard. Mit ihrem Schicksal hadernd, blieb sie zu Hause. Wenig später begann ihre Großmutter ihr vorzuschwärmen, was für tolle Sachen CARE machte, und der Wunsch, dabei zu sein, erwachte von Neuem. Goretti bearbeitete Bernard, aber er blieb bei seinem Nein. Dann, eines Tages, ging Goretti ohne seine Erlaubnis. Bernard reagierte erst wütend, doch Goretti hatte sich eigens die Mühe gemacht, das Abendessen vorher zuzubereiten und ihm alles recht zu machen.

Das von CARE ins Leben gerufene Programm arbeitet mit „Vereinen“, die jeweils rund 20 Frauen

als Mitglieder haben. Da Gorettis Großmutter und einige andere Frauen darauf brannten einzusteigen, gründete Goretti einen neuen CARE-Ortsverein. Die Mitglieder wählten sie prompt zur Vorsitzenden. In vielen dieser Vereine bündeln die Mitglieder ihre Kräfte, bearbeiten an einem Tag das Feld einer Familie und am nächsten Tag das einer anderen. Nicht lange, und 20 Frauen erschienen auf Gorettis Parzelle und erledigten die gesamte anstehende Feldarbeit an einem einzigen Tag.

„Als mein Mann das sah, war er sehr glücklich“, sagte Goretti spitzbübisch. „Er sagte: ‚Diese Gruppe ist wirklich gut.‘ Und so ließ er mich weitermachen.“

Jede Frau bringt zu jeder Zusammenkunft den Gegenwert von 10 Cent mit. Das Geld wird zusammengeworfen und einem der Mitglieder als Darlehen gegeben; die Betreffende muss es in eine Geschäftsidee investieren und es in der Folge verzinst zurückzahlen. Im Grunde läuft die Sache darauf hinaus, dass die Frauen eine eigene kleine Bank aufbauen. Goretti lieh sich 1,50 Euro und kaufte von dem Geld Düngemittel für ihren Garten. Es war das erste Mal, dass sie mit Geld hantierte. Der Dünger verhalf ihr zu einer hervorragenden Kartoffelernte, und der Verkauf der Kartoffeln auf dem Markt brachte ihr 5 Euro ein. So konnte Goretti nach nur drei Monaten ihren Kredit zurückzahlen (einschließlich der Zinsen waren es jetzt knapp 2 Euro); eine andere Frau erhielt dann dieses Kapital als Darlehen.

Goretti, die von ihrem Kartoffelreibach noch Geld übrig hatte, kaufte für 3,15 Euro Bananen und braute daraus Bananenbier, das sich auf dem Markt sehr gut verkaufte. Sie beschloss daraufhin, einen Kleinbetrieb zu gründen, dessen Geschäftszweck die Herstellung und der Verkauf von Bananenbier war.

Als Goretti wieder mit einem Kredit aus der Vereinsbank an die Reihe kam, nahm sie erneut 1,50 Euro auf, um ihr Biergeschäft auszubauen; den Gewinn verwendete sie auf den Kauf einer trächtigen Ziege. Die Ziege brachte ihr Junges einen Monat später zur Welt, sodass Goretti von da an Besit-

zerin zweier Ziegen sowie einer Bierbrauerei war. (Abends holt sie ihre Ziegen in die Hütte, damit niemand sie stehlen kann.)

Bernard wirft sehnsüchtige Blicke auf Gorettis in Einweckgläsern aufgereihtes Bananenbier, aber sie wacht streng darüber, dass er es nicht anrührt – es ist zum Verkauf bestimmt, nicht zum Verbrauch. Seit Goretti Geld für den Hausstand verdient, beherrscht Bernard sich zähneknirschend. Gorettis Ansehen stieg, als Bernard an Malaria erkrankte und in der Klinik behandelt werden musste. Goretti zahlte die Krankenhausrechnung mit Geld aus ihrem Bierverkauf und einem zusätzlichen Darlehen ihres CARE-Ortsvereins.

„Bernard lässt mich jetzt machen“, sagt Goretti. „Er sieht, dass ich etwas hinkriege, und so fragt er mich sogar um meine Meinung. Er sieht, dass ich etwas zustande bringe.“ Die Vereinsmitglieder nutzen ihre Treffen nicht zuletzt, um Tipps auszutauschen, wie man den Ehemann um den Finger wickelt, wie man Nutztiere aufzieht und züchtet, wie familiäre Konflikte beigelegt werden können und wie man sich geschäftlich selbstständig macht. Krankenschwestern halten Gastvorträge über Gesundheitsvorsorge, bringen den Frauen bei, wann sie ihre Kinder zum Impfen bringen sollen, erklären ihnen, wie man sexuell übertragene Krankheiten erkennt und wie man eine HIV-Ansteckung vermeidet. Die Frauen erhielten auch Gelegenheit, sich auf HIV testen zu lassen. Bei Goretti fiel der Test negativ aus.

„Früher litten einige Frauen hier an sexuell übertragenen Krankheiten, wussten es aber nicht“, sagt Goretti. „Jetzt sind sie geheilt. Ich bekam Spritzen zur Verhütung, und wenn ich das früher gekannt hätte, hätte ich keine sechs Kinder. Vielleicht nur drei. Aber wenn ich gar nicht zu der Gruppe gegangen wäre, hätte ich zehn Kinder gewollt.“ Bei den CARE-Zusammenkünften wird den Frauen auch eingeschärft, dass sie zur Entbindung in eine Klinik gehen und die Neugeborenen anmelden sollen, damit sie gültige Papiere bekommen. Ein großes Problem für Mädchen in vielen Ländern besteht darin, dass sie nie einen

Geburtsschein oder ein anderes Ausweisdokument ausgestellt bekommen haben, sodass sie aus der Sicht der Behörden gar nicht existieren und damit auch nicht berechtigt sind, staatliche Hilfen zu erhalten. In der Entwicklungshilfegemeinde gewinnt die Auffassung an Boden, ein System nationaler Personalausweise, einigermaßen fälschungssicher, könne mithelfen, Mädchen vor Menschenhändlern zu schützen, und ihnen den Zugang zu ärztlicher Betreuung erleichtern.

Wichtiger als alles andere ist, dass die in dem CARE-Programm vertretenen Frauen lernen, dass anständiges Verhalten für eine Frau nicht heißen muss, brav und fügsam zu sein, sondern dass sie sich bei den Zusammenkünften aktiv einbringen und eine dezidierte Meinung vertreten kann. „Unsere Kultur war eine, in der Frauen nicht sprechen konnten“, sagte Goretti. „Wir hatten eine Redensart: ‚Eine Henne kann nicht vor einem Hahn das Wort ergreifen.‘ Aber jetzt können wir unsere Meinung sagen. Wir sind ein Teil der Gemeinschaft.“ Viele der Frauen, auch Goretti, besuchen dank CARE spezielle Lese- und Schreibkurse. Goretti schrieb uns mühsam ihren Namen auf, um uns zu zeigen, dass sie es konnte. Die Männer hier im Norden Burundis neigen dazu, alle ihre Kräfte auf die große lokale Exportfrucht zu konzentrieren, die Kaffeebohne – entweder sie bauen sie selbst an, oder sie arbeiten als Lohnkräfte auf den Plantagen. Nach Abschluss der Ernte nehmen viele Männer traditionell das gute Geld, das sie verdient haben, um sich eine, wie sie es nennen, Zweitfrau zu nehmen – eine Mätresse, die oft noch im Teenageralter ist und bei ihnen bleibt, bis das Geld zur Neige geht. Die Zweitfrauen werden für ihre Liebedienste mit Kleidern und Schmuck entlohnt; sie sind eine große Belastung für das Familienbudget und eine Einfallstraße für Aids. Die vom CARE-Programm aktivierten Frauen bemühen sich jetzt, diese Tradition auszumerzen. Wenn immer der Mann von einer von ihnen sich anschickt, eine Zweitfrau zu nehmen, rotten sich die anderen Frauen der Gruppe zu einer Art weiblicher Bürgerwehr zusammen und vertreiben die Mätresse. Manchmal suchen sie den

betreffenden Mann sogar auf und erklären ihm, sie hätten ihn zu einer Geldstrafe von etwa 7 Euro verurteilt. Wenn sie bestimmt genug auftreten, zahlt er manchmal die Strafe, und das Geld wandert in die Vereinskasse.

Wie sehr die Zeiten sich geändert haben, zeigt sich daran, dass Bernard jetzt zu Goretti kommt, wenn er Geld braucht. „Ich gebe ihm nicht immer welches, weil wir sparen müssen“, sagt sie. „Aber manchmal gebe ich ihm etwas. Er hat mir erlaubt, in die Gruppe einzutreten, und das hat mir Freude bereitet, und deshalb möchte ich, dass auch er die Chance hat, etwas zu tun, das ihm Freude macht.“ Goretti fragt Bernard schon lange nicht mehr um Erlaubnis, wenn sie aus dem Haus geht. „Ich sage ihm Bescheid, wenn ich weggehe“, erklärt sie. „Aber ich informiere ihn nur und frage ihn nicht.“ Goretti schmiedet Pläne für eine weitere Vergrößerung ihres Familienbetriebs. Sie möchte Ziegen züchten und verkaufen, daneben aber weiterhin ihr Bier vermarkten. Noch immer kann jede Menge schiefgehen: Bernard könnte eifersüchtig werden und sein Mütchen an ihr kühlen. Raubtiere könnten ihre Ziegen reißen; eine Dürre könnte ihre Feldfrüchte verdorren und sie auf einem Schuldenberg sitzen lassen. Die anhaltende Instabilität in Burundi könnte dazu führen, dass bewaffnete Marodeure ihre Felder plündern. Und das Bier, das sie in immer größeren Mengen braut, hilft vielleicht mit, immer mehr einheimische Männer zu Trunkenbolden zu machen. Dieses ländliche Mikrofinanzierungsmodell kann Familien helfen, aber es stößt an Grenzen.

Aber so weit, so gut – zumal das Programm preiswert ist. Es kostet CARE über die dreijährige Projektdauer hinweg umgerechnet weniger als 75 Euro pro teilnehmender Frau. (Goretti wird nach den drei Jahren verabschiedet werden, und das Projekt wird in einer anderen Region von vorne beginnen.) Umgerechnet kostet es einen Spender also knapp 50 Cent die Woche, Goretti zu unterstützen. Das Projekt hat nicht nur ihr Leben zum Besseren gewendet, sondern auch ihrem Land Burundi eine zusätzliche Beiträgerin zu seinem Bruttoinlands-

produkt beschert. Damit nicht genug, haben jetzt Gorettis Kinder Geld für Stifte und Schreibhefte, was gut für ihre Schulbildung ist – und sie haben ein Vorbild dafür, was eine burundische Frau aus sich machen kann.

„Sie hat sich verändert“, sagte Pascasie, Gorettis älteste Tochter, die in die sechste Klasse geht. „Sie kann jetzt, wenn Papa nicht zu Hause ist, auf den Markt gehen und uns Sachen kaufen, die wir brauchen.“

Was Bernard betrifft, so hatte er große Bedenken, sich interviewen zu lassen, vielleicht in dem Wissen, dass für ihn die am wenigsten schmeichelhafte Rolle in dem Familiendrama abfallen würde. Aber nach ein bisschen Small Talk über die Bananenpreise gestand er ein, dass er mit einer Partnerin glücklicher ist, als er es zuvor mit einer Dienerin war. „Ich sehe, wie meine Frau jetzt Geld verdient und Bargeld ins Haus bringt“, sagte er. „Ich habe jetzt mehr Respekt vor ihr.“

Es ist möglich, dass Bernard uns nur das sagte, was wir hören wollten. Aber Goretti hat sich inzwischen den Ruf einer Ehemann-dompteurin erworben, und als solche ist sie zunehmend gefragt. „Wenn jetzt in der Nachbarschaft ein Konflikt entsteht, fragt man mich um Rat“, erzählte sie uns stolz. Sie fügte hinzu, sie wolle sich künftig noch aktiver in Gemeinschaftsprojekte einschalten und an mehr Dorfversammlungen teilnehmen. Bernard hörte zu und schien konsterniert, aber Goretti ließ sich nicht beirren.

„Früher habe ich mich unterschätzt“, sagt sie. „Ich traute mich nicht, irgendetwas zu irgendjemandem zu sagen. Jetzt weiß ich, dass ich gute Ideen habe, und sage den Leuten, was ich denke.“



Der abgedruckte Text ist ein Auszug aus dem Buch „Die Hälfte des Himmels“ von Nicholas D. Kristof und Sheryl WuDunn. Das Buch ist im Verlag C.H.Beck erschienen.

DIESES MAGAZIN WURDE HERAUSGEGEBEN VON
CARE DEUTSCHLAND-LUXEMBURG

FOTO UND ILLUSTRATION

Titelbild und S. 58 Daniela Glunz (Esther X hat für die Aufnahmen zum Titelbild für diese Ausgabe von CARE affair ohne Honorar gearbeitet.), Umschlagseiten 2 und 71 Evelyn Hockstein, Phil Borges, Jason Sangster, Brian Atkinson, Meredith Davenport, Billy Howard, Guantam Narayanan, Nicky Lewin, Josh Estey, Lori Waselchuck, Valenda Campbell, Holly Wilmeth, Bryan van der Beek, S. 8, 11, 12, 15, 16, 19 Jo Kirchhher (Foto)/Suzanne Harkämper (Styling), S. 23, 27 31 Phil Borges, S. 32, 34 Jens Mennicke, S. 36, 39,40 Evelyn Hockstein, S. 37 Brendan Hoffman/Corbis , S. 39, 40 Sabine Wilke, S. 40 Marie-Eve Bertrand, S. 40 Natasha Fillion, S. 43, 49, 51 Julian Rentzsch, S. 44-45 Kate Holt, S. 48 Josh Estey, S. 50 Antoine Serra/In Visu/Corbis, S. 52 Gideon Mendel for Action Aid/Corbis, S. 54 , 57 Jessica Wunderlich, S. 60 Ann Johansson/Corbis, S. 63 Mary Vokes-Irvin, S. 63 Jason Sangster

PRODUKTION

Verantwortlicher Redakteur – Thomas Schwarz (schwarz@care.de)

Projektleitung – Sandra Bulling (bulling@care.de)

Text – S. 32 Jörg Döbereiner S. 34, 42,48,50, 58 Sandra Bulling, S. 36 Sabine Wilke, S. 46 Mildrède Béliard, S. 54 Johanna Mitscherlich, S. 60 Vandy Semabu Kamara, S. 64 Nicholas D. Kristof

Art Direktion – Jens Mennicke/studio jens mennicke : visuelle kommunikation (post@jensmennicke.de)

Layout – Jens Mennicke/studio jens mennicke : visuelle kommunikation (post@jensmennicke.de)

Lithografie – Henning Krause

Druck – Seltmann GmbH Druckereibetrieb

KONTAKT

Hauptgeschäftsstelle

Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn

Tel.: 0228-9 75 63-0, Fax: -51

E-Mail: info@care.de

Internet: www.care.de

Büro Berlin

Luisenstraße 41, 10117 Berlin

Tel.: 030-2 40 47 74-10, Fax: -20

E-Mail: berlin@care.de

CARE in Luxemburg a.s.b.l.

43, Bd. Du Prince Henri, L-1724 Luxembourg

Tel.: +352 26 20 30-60, Fax: -91

E-Mail: info@care.lu

Internet: www.care.lu

SPENDENKONTO

4 40 40 Sparkasse KölnBonn, BLZ 370 501 98



www.care.de

Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg – Copyright © 2011. CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.

Dieses Heft wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft gedruckt.

CARE ENGAGIERT SICH MIT ÜBER 12.000 MITARBEITER-
INNEN UND MITARBEITERN IN ÜBER 70 LÄNDERN FÜR
DIE ÜBERWINDUNG VON ARMUT, HUNGER UND KRANK-
HEIT. CARE BLICKT AUF 65 JAHRE ERFAHRUNG IM
BEREICH DER NOTHILFE UND ENTWICKLUNGSZUSAM-
MENARBEIT ZURÜCK, HAT BERATERSTATUS 1 BEI DEN
VEREINTEN NATIONEN UND HILFT UNABHÄNGIG VON
POLITISCHER ANSCHAUUNG, RELIGIÖSEM BEKENNT-
NIS ODER ETHNISCHER HERKUNFT. FÜR SEINE SORG-
FÄLTIGE VERWENDUNG VON SPENDENGELDERN TRÄGT
CARE DEUTSCHLAND-LUXEMBURG DAS DZI-SPENDEN-
SIEGEL UND WURDE VON DER WIRTSCHAFTSPRÜFUNGS-
GESELLSCHAFT PRICEWATERHOUSECOOPERS (PWC)
MIT DEM ERSTEN PLATZ DES TRANSPARENZPREISES
2008 AUSGEZEICHNET.



Sudan Woman.jpg



Afghanistan Fahima.jpg



Bolivia Woman smiling.jpg



Bangladesh Ahsan.jpg



Afghanistan Girl from Kabul.jpg



Angola Mother holding two infants.jpg



Eritrea Woman.jpg



Madagascar Woman.jpg



Ethiopia Girl.jpg



Bangladesh Woman.jpg



Egypt Woman with Baskets.jpg



India Woman wrapped in grey blanket.jpg



Burundi Woman.jpg



Ecuador Gloria.jpg



Eritrea Girl.jpg



Chad Young Woman with two girls.jpg



El Salvador Girl.jpg



DRC Woman smiling.jpg



Bangladesh Chadni.jpg

